

# Hugo von Hofmannsthal — Yella, Felix und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel

Herausgegeben von Nicoletta Giacon

## Einleitung

»Liebe, liebe Yella, geben Sie mir mein Asyl wieder« – diese Worte, die beinahe wie ein flehentlicher Hilferuf wirken, richtete Hofmannsthal im Oktober 1919 an Yella Oppenheimer, nachdem ihn die anstrengenden Proben und die Premiere zur »Frau ohne Schatten« ermüdet hatten, und er bat sie, in »sein« Zimmer auf dem Ramgut in Bad Aussee zurückkehren zu dürfen.

Weit entfernt davon, der mondäne und gesellschaftliche Treffpunkt zu sein, den zu Beginn seiner Bekanntschaft mit der Familie Oppenheimer der Salon des zentral gelegenen Palais Todesco darstellte, blieb das Ramgut ein Zufluchtsort für wenige Vertraute und Freunde, die hier – von der außerordentlichen Schönheit und Ruhe des Ortes und vor allem von der herzlichen Gastfreundschaft Yella Oppenheimers angezogen – einige Tage oder auch Wochen verbrachten. Auf einer damals von nur wenigen Bauernhöfen besiedelten Anhöhe zwischen Alt-Aussee und Grundlsee gelegen, war das Haus geräumig genug, um gleich mehrere Gäste aufnehmen zu können (Abb. 1 und 2):

Das Haus liegt auf einem Hochplateau mit herrlicher Rundsicht, die nicht verbaut werden kann, zwischen Altaussee und Grundlsee. Das alte Herrenhaus aus dem 17. Jahrhundert wurde von einem Münchner Architekten, Prof. Gabriel Seidl, adaptiert und ausgebaut. Es hat im Parterre einen sehr grossen Speisesaal mit direktem Ausgang ins Freie, eine Bibliothek, 2 andere schöne Zimmer, 1 grosse und eine kleine Küche, eine grosse Office, sowie 2 Speisekammern.

Im ersten Stock liegen 5 schöne Schlafzimmer, 1 Bade- und Toilettenzimmer, 2 Wohnzimmer mit anstossendem Kabinett, ein grosser offener Balkon, eine gedeckte Veranda anschliessend an eine Loggia mit wundervoller Aussicht auf den Dachstein und das Tote Gebirge. Auch in diesem Stockwerk läuft der breite hallenartige Gang.

Im zweiten Stockwerk befinden sich 4 Zimmer und 3 Mansardenzimmer. In allen Zimmern sind Kachelöfen und zwar sehr schöne antike.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Beschreibung des Ramguts durch Hermann Oppenheimer, einen Sohn Felix Oppenheimers.



Abb. 1: Außenansicht des  
Ramguts (Privatbesitz)



Abb. 2: Das Ramgut.  
Eßzimmer (Privatbesitz)

8 Hugo von Hofmannsthal – Yella, Felix und Mysa Oppenheimer

Zu den ständigen Gästen, die Yella in persönlicher Freundschaft verbunden waren, zählten vor allem Frauen wie Elsa Bruckmann-Cantacuzène oder Else Gurlitt, die im Gegensatz zu gelegentlichen Gästen oft auch monatelang blieben. Für Hofmannsthal wurde ständig ein Zimmer, in dem er ungestört arbeiten konnte, zur Verfügung gehalten. Anfangs zog er sich dorthin nur für kurze Zeit zurück, während Frau und Kinder im nahe gelegenen Gasthaus Stieger blieben:

Hier auf dem Ramgut, einem schönen bäurischen Herrenhaus wo ich bei den Oppenheimers zugast wohne (eigentlich schlafe und arbeite) sind auch die Bruckmanns. Ein paar hundert Schritt unterhalb zwischen Apfel- und Pflaumenbäumen in einem Bauernhaus wohnt Gerty mit den Kindern. Im Dorf unten haust mein Vater und im gleichen Gasthof Rudi Schröder, dessen Freude über unsere Landschaft mich immer entzückt. Auf dem gleichen Hügelrücken wie ich, jenseits eines kleinen Waldes, wohnt Wassermann. Noch eine Viertelstunde weiter sitzen die Franckensteins [...]. Man soupiert manchmal miteinander und geht nachts mit ganz kleinen Laternen, in deren Lichtkreis die Bäume wie lebende Riesen hervortreten, unter den Sternen oder dem ganz dunklen Himmel nachhause.<sup>2</sup>

Mit der Zeit steigerte sich Hofmannsthals Bedürfnis nach Ruhe und Frieden jedoch derart, daß die Aufenthalte immer länger wurden. So verbrachte er dort oft den ganzen Sommer bis in den Spätherbst hin, teils allein, teils in Gesellschaft einiger enger Freunde wie Mell, Schröder oder Burckhardt. Er durfte sich dort auch aufhalten, wenn die Eigentümer bereits wieder nach Wien zurückgekehrt waren, und betrachtete das Haus dann fast als sein Zuhause.

Hofmannsthals früheste Anwesenheit auf dem Ramgut ist für den Sommer 1908 dokumentiert. Im Gästebuch findet sich unter einem Eintrag Elsa Bruckmann-Cantacuzènes vom 12. September sein Gedicht »Wo kleine Felsen, kleine Fichten«, das, wenn auch bereits 1896 entstanden, offensichtlich für Hofmannsthal die Stimmung jener Tage einfing:

Wo kleine Felsen, kleine Fichten  
gegen freien Himmel stehen  
könnt ihr kommen, könnt ihr sehen  
wie wir, trunken von Gedichten,  
kindisch schmale Pfade wandern,  
sind nicht wir vor allen andern

<sup>2</sup> Brief vom 25. 8. [1908] an Harry Graf Kessler, in: BW Kessler, S. 190.

doch die unberührten Kinder?  
Sind es nicht die Andern minder?  
Sind sie wahr in ihren Spielen  
jene andern, jene vielen?

Dies alte Gedicht aus einer andern Landschaft und einem längst entschwundenen Lebensmoment fiel mir in diesen Tagen unter den Tannen des Ramguts öfter ein. [Abb. 3]

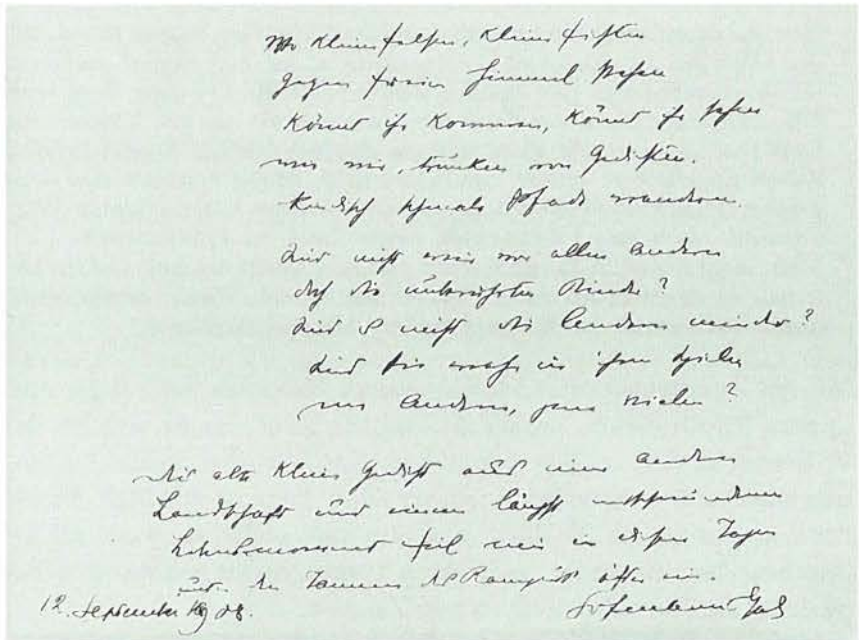


Abb. 3: Hofmannsthals Eintragung im Gästebuch des Ramguts. 12. September 1908 (Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N.)

Auch wenn ein Aufenthalt Hofmannsthals auf dem Ramgut erst für 1908 bezeugt ist – d.h. zu der Zeit, als sich seine Beziehung zu Yella Oppenheimer intensivierte, die dann für ihn im Laufe der Jahre zur einzig wahren, intimen Gesprächspartnerin der gesamten Familie Oppenheimer wurde –, so begann seine Bekanntschaft mit der Familie bereits gut zwei Jahrzehnte zuvor, als er Ende 1891 den gleichaltrigen Felix Baron Oppenheimer kennenlernte:

10 Hugo von Hofmannsthal – Yella, Felix und Mysa Oppenheimer



Ich hatte ihn [Hofmannsthal, N.G.] zwei Jahre zuvor [1891] in der Fechtschule Meister Hartls kennengelernt – die schönen Züge seines Antlitzes, Stirn, Nase und Auge, sind mir noch in deutlicher Erinnerung. Bald darauf erfuhr ich von Dritten, daß er es war, der – noch Gymnasiast – unter dem Pseudonym Theophil Morren das reizende Versspiel »Gestern« veröffentlicht hatte, das ihn mit unglaublicher Schnelligkeit in den Mund der Leute brachte.<sup>3</sup>

Vom förmlichen Ton der ersten Briefe, in denen es noch pflichtschuldigst beim »Sie« (»mein verehrter Freund«, »mein lieber Baron«) blieb, wechselten beide schnell zum vertraulichen »Du« über, sobald sich die persönlichen Begegnungen – für eine kurze Zeit auch durch das gleiche Studienfach bedingt – häuften. Es ist leicht begreiflich, daß sich Hofmannsthal in dem großen Haus der Familie in der Kärntnerstraße 51, wo Oppenheimer zusammen mit seiner Mutter seit deren Scheidung 1883 lebte, sofort sehr wohl fühlte. Die zentrale Lage des Palais', die prachtvollen Säle und der Glanz gesellschaftlicher Abende paßten gut zu dem jungen Dichter, der bereits im Mittelpunkt des literarischen Interesses in Wien stand.

Das Palais Todesco (Abb. 4) wurde zwischen 1861 und 1864 nach Plänen des Architekten Ludwig Ritter von Förster für die Bankiers Eduard und Moriz Todesco als Repräsentativbau errichtet. Die Innenausstattung stammte zum größten Teil von Theophil Hansen, dem dänischen Architekten der Ringstraße. Andere berühmte Künstler waren daran beteiligt. Carl Rahl wurde mit der Ausschmückung der Deckengemälde beauftragt, Gustav Gaul mit der Dekoration des Ballsaals. Während Eduard und Moriz Todesco hier hochrangige Persönlichkeiten wie Beust, Schmerling, Halm u. a. empfangen, war es Aufgabe der Frauen der Familie, ein kulturelles Ambiente zu schaffen und das Haus in einen Ort der gepflegten Konversation und der Begegnung, d.h. in einen »Salon«, zu verwandeln.

Das gelang Yellas Mutter, Sophie Todesco, einer Tochter Philipp Gomperz', in hervorragendem Maße. Sophies Schwester Josephine hatte mit Leopold von Wertheimstein, dem ersten Prokuristen der Wiener Zweigniederlassung des Bankhauses Rothschild, ebenfalls ei-

<sup>3</sup> Felix Freiherr von Oppenheimer, Ferdinand von Saar, Hugo von Hofmannsthal und Albert von Trentini (Worte persönlicher Erinnerung), in: Theater der Welt 1, Nr. 2, Wien 1937, S. 71–74, hier S. 73.



Abb. 4: Palais Todesco. Wien I. Kärntnerstraße 51. Photo 1870er Jahre (Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek)

nen Mann aus der Hochfinanz geheiratet. Nach dem plötzlichen und frühen Tod des Sohnes Carl 1866 wurde die Stadtwohnung der Wertheimsteins in der Singerstraße fast aufgegeben. Erst mit dem Erwerb der Villa Arthaber in Döbling pflegte man wieder ein gesellschaftliches Leben. Hier war die Atmosphäre freier und intimer. Die Besucher kamen und gingen ohne förmliche Einladung und waren sicher, »die Frauen der Familie« immer im Hause zu finden, da sie

ihrer zarten Gesundheit wegen nur ganz ausnahmsweise Gesellschaften, Theater oder Konzerte besuchten. So konnte jeder Freund des Hauses, an einem beliebigen Abend dort erscheinend, sicher sein, eine kleine Zahl von Intimen anzutreffen, die sich gegen halb zehn Uhr um den großen, runden Tisch des Speisezimmers zu sammeln, den Tee nebst einem nach den heutigen Begriffen von Gastereien bescheidenen Abendbrot einzunehmen und in zwanglosester und angeregtester Weise einige Stunden zu verplaudern pflegten.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Adalbert Franz Seligmann, Villa Wertheimstein, in: Neue Freie Presse, 22.2.1907.



Abb. 5: Sophie Gomperz (1843–1895). Bildnis in mittleren Jahren.  
Photo Angerer, Wien (Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek)

Briefwechsel Teil I: 1891 – 1905 13



Das Palais Todesco war dagegen der ideale Ort der großen Empfänge, der Soireen mit gedruckten Einladungskarten, der großen Feste und Bälle, für die sich auch die Wiener Lokalpresse interessierte. Auch wenn es kein literarischer Salon im eigentlichen Sinne war, so war es doch durch die glänzende Gastgeberin Sophie Todesco (Abb. 5) ein Ort der Begegnung und des Meinungsaustausches zwischen Künstlern, Schriftstellern, Wissenschaftlern und Männern von Bank und Börse. Eduard Hanslick, der führende Musikkritiker jener Zeit, erinnert sich:

Im allgemeinen kein Freund von Soireen, habe ich doch zeitweilig mit Vergnügen in einigen ausgezeichneten Häusern verkehrt. Ich nenne vor allem die Familien Todesco, Wertheimstein und Ladenburg. Sie gehörten zur Finanzaristokratie Wiens. Bedeutende Schriftsteller, Künstler, Politiker fühlten sich dort heimisch. Die Anziehungskraft ging natürlich von den Frauen aus. Man hat wohl nicht bloß in Wien die Wahrnehmung gemacht, daß in den Familien der jüdischen großen Banquiers die Frauen und Töchter feingebildet, von anmutigem Benehmen und für alles Schöne empfänglich sind, während die Herren ihren Geist meistens nur für die Börse geschult haben und ausschließlich dort verwenden. Dies galt auch von den oben genannten Familien, deren Salons zu den gewähltesten und umworbensten in Wien gehörten.<sup>5</sup>

Neben musikalischen Abenden fanden dort auch Theateraufführungen statt, an denen gelegentlich – so am 28. Februar und 2. März 1893 – auch der junge Hofmannsthal teilnahm. An diesen Tagen wurden – nach einer nicht neuen Tradition im Hause Todesco – »lebende Bilder« aufgeführt, in denen hochgestellte Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft Figuren bekannter Gemälde verkörperten.<sup>6</sup>

Hofmannsthal, der zu dieser Gelegenheit einen Prolog und einen Epilog geschrieben hatte, nahm am letzten Bild – Hochzeitszug nach Frederik Hendrik Kaemmerer – teil. Josephine Winter beschreibt diesen Abend in ihren Memoiren so:

Ein besonders bemerkenswertes Fest wurde gegen das Frühjahr von Baronin Jella Oppenheimer veranstaltet. Die Vorbereitungen beschäftigten alle Mitwirkenden wie das erwartungsvolle Publikum wochenlang. Die Liebesschwester, Gertrud Auspitz und viele andere junge Mädchen und von der Gesellschaft gefeierte junge Frauen verkörperten die Figuren

<sup>5</sup> Eduard Hanslick, *Aus meinem Leben*, 1. Bd., Berlin 1894, S. 209f.

<sup>6</sup> Siehe Anm. 10.





Abb. 6: Felix Oppenheimer als »Romeo« anlässlich der Aufführungen »Lebender Bilder« am 28. Februar und am 2. März 1893 im Palais Todesco (Privatbesitz)

Briefwechsel Teil I: 1891 – 1905 15

von Werken berühmter moderner Meister, die von den Malern Adolf Hirschl und L. H. Fischer gestellt wurden. Die Vorführung fand im großen Saal der Baronin Sophie Todesco statt. In Alma Tademass »Phaon und Xanthe« wirkte Frau Dora Fournier, Gabillons Tochter, mit ihrem leuchtend rotblonden Haar vor blauem Meereshintergrund, in Benjamin Constants »Theodora« Frau Julia v. Keyl hinreißend schön; ungemein lieblich das zarte Kinderprofil Gertruds in Gabriel Max' »Licht«, sehr poetisch Christine Kaizl, Hebbels Enkelin, und Felix Oppenheimer, die Makarts »Romeo und Julia« darstellten. Es war echte Leidenschaft, mit der der schlanke Jüngling zu seiner Dame aufblickte. [...]; eingerahmt war das Ganze von zarten, klingenden Versen Hofmannsthals, gesprochen von Baroness Alix Pitha als Muse.

An die Bilder schloß sich ein glänzendes, von über zweihundert Gästen besuchtes Ballfest, auf dem die Mitwirkenden zum Teil in ihren prächtigen Kostümen erschienen.<sup>7</sup> [Abb. 6, 7]

Abende wie dieser, welcher der Darstellung »lebender Bilder« galt und mit einem großen Ball beschlossen wurde, oder Privatkonzerte, in denen Anton Rubinstein spielte, wurden zum Symbol der erreichten gesellschaftlichen Stellung und wirtschaftlichen Macht der jüdischen Familien, denen lange Zeit der angemessene Eintritt in die Gesellschaft versagt blieb. Hinzu trat der Wunsch zu zeigen, daß man zudem auch ein entsprechend hohes kulturelles Niveau erreicht hatte. Unter diesem Gesichtspunkt mußte die Darstellung der »lebenden Bilder« so akkurat wie möglich sein, um dem Zuschauer zu erlauben, anhand der dargestellten Figuren das entsprechende Bild zu erraten, was seinerseits wiederum als Zeichen gewertet werden konnte und sollte, daß man das kulturelle Leben mit Interesse verfolgte. Es verwundert daher nicht, daß die Vorbereitungen, die sehr viel Zeit in Anspruch nahmen, tagelang dauerten und viel Kraft kosteten. Hofmannsthal, der am 22. Februar an Schnitzler schrieb: »Alle 2ten Tag Bilderproben von 7–2 Uhr Nachts – aber sehr lustig«,<sup>8</sup> schrieb dagegen an Mizi Sobotka, die Proben würden ihm eine schreckliche Arbeit bereiten. Daß er die Inszenierung ernst nahm, geht aus seinen Bemühungen hervor, ein passendes Kostüm zu finden. An Richard Beer-Hofmann schrieb er am 8. Februar 1893: »Ich habe bei den lebendigen Bildern Directoirecostüm: haben Sie zufällig Kleinigkeiten, die Sie mir leihen könnten, Monocle oder den Knotenstock mit der Quaste

<sup>7</sup> Josefine Winter, *Fünfundzwanzig Jahre eines Wiener Hauses*. Wien/Leipzig 1927, S. 68.

<sup>8</sup> BW Schnitzler, S. 37.



Abb. 7: »Romeo und Julia« nach Hans Makart. »Lebendes Bild«  
(Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek)

Briefwechsel Teil I: 1891 – 1905 17



oder eine Zeitung von 1796, um sie in die Tasche zu stecken? Ich werde mir jedenfalls erlauben, Sie zu einer Costüm und Nuancenprobe einmal zu mir zu bitten«.<sup>9</sup> Damit sich Beer-Hofmann eine genaue Vorstellung von den benötigten Accessoires machen konnte, legte Hofmannsthal dem Brief die Zeichnung eines Directoire-Kostüms bei.<sup>10</sup> Es muß ein prachtvolles Fest gewesen sein, wenn das »Wiener Salonblatt« vom 12. März 1893 nicht auf die genaue Auflistung aller Teilnehmer verzichtete.

Nach 1893 festigte sich die Freundschaft mit Felix Oppenheimer, und der Briefwechsel ist Ausdruck der häufigen Kontakte. Was dieser Freundschaft zugrunde lag, ist heute schwer zu sagen, auch weil die Briefe Oppenheimers an Hofmannsthal fast völlig fehlen. Der Ton ist immer sehr vertraulich, wird aber selten herzlich oder intim. Ein- oder zweimal zu Anfang ihrer Bekanntschaft mußte Hofmannsthal den Freund beschwichtigen, weil sich Oppenheimer vernachlässigt fühlte, der wohl spürte, daß der berühmte Freund der Gebende war. Nach Oppenheimers Heirat wird der Ton – wohl auch aufgrund der Aufgaben, die er inzwischen übernommen hatte – »geschäftsmäßiger«, das Verhältnis distanzierter. Inzwischen, ab ca. 1909, war nämlich Yella zum Hofmannsthals wichtigstem Briefpartner in der Familie Oppenheimer geworden. Trotz oder gerade wegen des Altersunterschiedes von zwanzig Jahren herrschte von Anfang an ein herzlicher, inniger Ton vor. Hofmannsthal war sich dieser Affinität zu verständnisvollen, mütterlichen Frauen bewußt, wenn er schreibt: »wie ich ja so oft im Leben [in] Frauen über 75 eine so besonders erfreuliche Gesellschaft

<sup>9</sup> BW Beer-Hofmann, S. 15.

<sup>10</sup> Die elf aufgeführten Bilder waren:

1. Bild: Jakob und Rahel, gestellt von Maler Adolf Hirémy-Hirschl (1860–1933)
2. Bild: Phaon und Xante, nach Lawrence Alma Tadema (1836–1912)
3. Bild: Licht, nach Gabriel Max (1840–1915)
4. Bild: Theodora, nach Benjamin Constant (1845–1902)
5. Bild: Melusine, nach Moritz von Schwind (1804–1871)
6. Bild: Romeo und Julia, nach Hans Makart (1840–1884)
7. Bild: Siesta am Mediceerhofe, nach Hans Makart
8. Bild: Musikalische Gesellschaft, nach Caspar Netscher (1639–1684)
9. Bild: Ländliche Unterhaltung, nach Jean Baptiste Pater (1695–1736)
10. Bild: Kriegsbeute, nach Jaroslav Czermak (1831–1878)
11. Bild: Hochzeitszug, nach Frederik Hendrik Kaemmerer (1839–1902)



Abb. 8: Maria Gräfin Demblin mit ihrem Gatten Felix Freiherr von Oppenheimer.  
Photo Adele, Wien (Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek)

Briefwechsel Teil I: 1891 – 1905 19

gefunden habe: Josephine v. Wertheimstein, Marie v. Olfers, jetzt Marie Taxis, Yella Opp[enheimer].«<sup>11</sup>

An Felix Oppenheimer wandte sich Hofmannsthal oft, um Fragen praktischer Natur zu lösen: um bedürftige Personen so zu unterstützen, wie er es allein nicht gekonnt hätte, oder um als Mittler zwischen Hofmannsthal und Personen aus der Diplomatie, die in irgendeiner Weise nützlich sein konnten, zu dienen. Es ist schwer vorstellbar, daß Oppenheimer eine Rolle als Gesprächspartner für die Entstehung und Ausarbeitung der literarischen Arbeiten des Freundes gespielt haben könnte. Zu unterschiedlich, ja gegensätzlich war der Kreis der Interessen, die beide verfolgten.

Felix Oppenheimer wurde am 20. Februar 1874 als Sohn des Großgrundbesitzers und Herrenhausmitglieds Ludwig Freiherr von Oppenheimer und seiner Frau Gabriele (Yella) von Oppenheimer, geb. von Todesco, in Wien geboren. Nach ersten Kindheitsjahren, die er auf dem böhmischen Gut Kleinskal, dem Besitz des Vaters, verbrachte, zog er nach der Scheidung der Eltern 1883 mit seiner Mutter nach Wien und lebte im Palais Todesco, dem Elternhaus der Mutter. Nach dem Besuch des Schottengymnasiums studierte er an der Wiener Universität Jura (Dr. jur. 1898) und war von 1901 bis 1904 im Handelsministerium tätig.

Am 23. Juni 1900 heiratete er Marie Alexandrine Henriette de Ville Gräfin Demblin (Abb. 8), Mysa genannt, eine Frau von lebhaftem, heiterem Charakter, die ihr Leben mit Leichtigkeit und mit einem Lächeln meisterte, während ihr Mann nicht selten unter tiefen Depressionen litt. Aus dieser Ehe stammten drei Kinder: Hermann (1901–1977) – der von der Mutter das heitere Gemüt erbte, vom Vater zu Verantwortungssinn erzogen wurde und gerade deshalb Yellas Lieblingsenkel wurde, der sich in ihren letzten Lebensjahren, als ihr Leben bedroht war, sehr für sie einsetzte – Mariette (1902–1940) und Ludwig Felix (1908–1972). (Abb. 9)

Nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst 1904 gab Oppenheimer von 1908 bis 1918 zusammen mit Leopold von Chlumecky und Karl Glossy die »Österreichische Rundschau« heraus. Seine wirkliche Lebensaufgabe, an der er bis zu seinem Tode 1938 arbeitete, sah er aber

<sup>11</sup> Brief vom 11. 8. 1928 an Josef Redlich, in: BW Redlich, S. 110.





Abb. 9: Mysa Oppenheimer mit den Kindern Marie Gabrielle und Hermann  
(Privatbesitz)

Briefwechsel Teil I: 1891 – 1905 21

in der Förderung von Kunst und Wissenschaft in seiner Heimatstadt durch die Tätigkeit als Präsident des »Vereins der Museumsfreunde in Wien«, der 1921 gegründet wurde.

Auch wenn er auf eine diplomatische Karriere verzichtet hatte, so löste er sich doch von diesen Kreisen nie. Sie blieben ein Teil seines Lebens, sowohl im gesellschaftlichen Verkehr als auch als tatkräftige, mäzenatische Unterstützer bei der Realisierung seiner Ideale. Es genügt ein Blick auf die Mitgliederliste des Vereins, um sich des elitären Charakters dieses Zirkels bewußt zu werden.

Seine bedingungslose Treue zur Monarchie auch nach 1918, ließ ihn in der Krone das »größte politische Kapital« sehen. Nostalgisch trauerte er um ein längst untergegangenes Österreich, während sein nunmehr

armes jetziges Oesterreich, [...] verurteilt scheint, diesen Namen zu tragen, damit der Gegensatz zu dem, was derselbe einstmals bedeutet hat, uns in seiner furchtbaren Tragik immer wieder vor Augen trete.<sup>12</sup>

Seine skeptische Haltung gegenüber dem allgemeinen Wahlrecht und seine Zugehörigkeit zu den höchsten gesellschaftlichen Kreisen hinderten ihn nicht daran, an das gemeinsame Wohl aller, an einen gewissen sozialen Wohlstand auch der weniger begüterten Schichten zu glauben und dafür zu arbeiten, auch wenn sich dieses Engagement nicht in eine direkte politische Aktivität umsetzte, sondern eher zu einer tiefen inneren Überzeugung führte, aus der heraus er als privater Mäzen tätig wurde, wie es seiner aristokratischen Lebensweise und Auffassung entsprach.

Vor diesem Hintergrund engagierte er sich z.B. für die katastrophale Wohnsituation der Arbeiter, unternahm eine Studienreise nach England, um zu sehen, wie dort diesem Problem begegnet wurde, und war nach seiner Rückkehr nach Wien an der Gründung der ersten gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft beteiligt, die später die Volkswohnungen in Wien-Brigittenau errichtete. Auch zu Kunst und Kultur sollte nicht nur ein kleiner, elitärer Kreis Zutritt haben, sondern sie sollten allen offenstehen. Daneben trat die spontane Hilfe für diejenigen, die sich in einer Notlage befanden. Aus heutiger Sicht überrascht die Selbstverständlichkeit, mit der Hofmannsthal, Oppen-

<sup>12</sup> Felix Oppenheimer, Österreich, wie es war und ist. Wien 1933, S. 10.

heimer und vermutlich auch andere ihrer Gesellschaftsschicht völlig Unbekannten, die sich brieflich an sie wandten oder von deren Leid sie wußten oder erfahren hatten, Hilfe zukommen ließen. Reichten Hofmannsthals Mittel für eine Hilfe nicht aus, wandte er sich an vermögendere Freunde, u.a. auch an Felix und Yella Oppenheimer. Die Fürsorgepflicht, wie sie durch Eltern und Erziehung tradiert wurde, berücksichtigte bei jeder Entscheidung (wie dem späteren Verkauf des Landguts Kleinskal) auch das Wohl und Wehe der Bediensteten im Sinne von »Schutzbefohlenen«.

Oppenheimers Vater Ludwig (Abb. 10), dessen Familie aus der Hansestadt Hamburg stammte, wurde am 21. August 1843 in Leipzig als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren. Nach dem Besuch von Gymnasien in Leipzig und Berlin studierte er Staatswissenschaft und Nationalökonomie an der Universität Leipzig. Am 1. Januar 1867 gelangte er in den Besitz der Allodialherrschaft Kleinskal in Böhmen, die seine Eltern für ihn gekauft hatten, und erwarb kurz danach die österreichische Staatsbürgerschaft.

Die Idee, nach Österreich überzusiedeln, mag viele Gründe gehabt haben. Einer dürfte die Tatsache gewesen sein, daß ein Freund der Familie, der sächsische Minister Freiherr von Beust, am 30. Oktober 1866 von Kaiser Franz Joseph zum österreichischen Minister des Auswärtigen und des Kaiserlichen Hauses ernannt wurde. Darüber hinaus hegte der Vater tiefe Sympathien für dieses Land, wie sein Aufsatz »Österreich im Herbst 1866« in der Cottaschen »Deutschen Vierteljahrsschrift«<sup>13</sup> deutlich bewiesen hatte. Er blieb bis zu seinem Tode überzeugter Österreicher.

Der Besitz in Böhmen mit seinen 1405 ha Fläche, mit Feldern, Wäldern, Wiesen, Flüssen und Bächen war von außerordentlicher Schönheit, wie Yella auch später immer wieder betonte, befand sich 1867 allerdings in einem beklagenswerten Zustand. Das Schloß war unbewohnbar, und die Straßen mußten erst befahrbar gemacht werden. Aber Oppenheimer, der dieses Gut zu seinem zukünftigen Wohnsitz bestimmt hatte, begann die Wiederherstellungsarbeiten sofort mit großem Eifer und Einsatz. In den folgenden Jahren nahm er

<sup>13</sup> Ludwig Oppenheimer, Österreich im Herbst 1866, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 1866, (Nr. 116), Heft IV.





Abb. 10:  
Ludwig Freiherr von Oppenheimer  
(1843–1909).  
Bildnis in reiferen Jahren.  
Photo Pietzner, Wien  
(Bildarchiv der Österreichischen  
Nationalbibliothek)



Abb. 11: Yella Oppenheimer  
mit ihrem Sohn Felix (Privatbesitz)

24 Hugo von Hofmannsthal – Yella, Felix und Mysa Oppenheimer



Abb. 12:  
Felix Oppenheimer, 1876  
(Privatbesitz)



Abb. 13:  
Felix Oppenheimer.  
Photo Angerer, Wien  
(Privatbesitz)

als Obmann der Gablonzer Bezirksregierung aktiv am politischen Leben der Gegend teil. 1873 wurde er vom verfassungstreuen Großgrundbesitz in den Landtag und Reichsrat entsandt. 1895 wurde er ins Herrenhaus berufen und war damit zusammen mit Julius Ritter von Gomperz der zweite jüdische Repräsentant dort.

Im Frühjahr 1872 verlobte er sich mit Gabriele (Yella) von Todesco, die er am 7. April 1872 in Wien heiratete. 1874 kam als einziges Kind aus dieser Ehe Felix zur Welt. (Abb. 11–13) Die Familie lebte zunächst in Kleinskal, einem Ort, den Yella sehr liebte, aber nach ihrer Scheidung für immer verließ, um in ihr Wiener Elternhaus zurückzukehren. 1942, am Ende ihres Lebens, schrieb Yella, vermutlich für eine nationalsozialistische Behörde, die zu ihrer Verfolgung eingesetzt worden war, folgende autobiographische Skizze:

Geboren am 19. August 1854 in Baden bei Wien, habe ich meine Kindheit u. Jugend in häuslicher Erziehung bei meinen Eltern Baron Eduard u. Sophie Todesco Wien I. Kärntnerstrasse 51 in dem von ihnen durch Hansen erbauten Hause verbracht.

1872 verheiratete ich mich mit dem Großgrundbesitzer u. Herrenhausmitglied Baron Ludwig Oppenheimer. Die Jahre von 1872 bis 1883 hatte ich auf dem Besitz meines Mannes Kleinskal i. Böhmen verlebt und war sehr bestrebt das Schreibwesen in Bezug auf die deutsche Sprache zu fördern, für die Jugend überhaupt zu sorgen u. mich der Armen u. Kranken anzunehmen. 1883 wurde meine Ehe in gegenseitigem Einvernehmen geschieden und ist mein Sohn, mein einziges Kind mir zugesprochen worden. Ab 1883 bin ich weiter in der Wohnung im Hause meiner Eltern Wien Kärntnerstraße 51 bis Juni 1942 verblieben.

1887, als Felix erst 13 Jahre alt war, machte die Mutter ihr Testament und legte einige persönliche, nur für den Sohn bestimmte Briefe bei, in denen sie ihm Ratschläge für den Fall ihres Todes gab. In diesen Briefen scheint die Sorge einer geschiedenen Frau durch, welche die alleinige Last für die Erziehung und Entwicklung eines Sohnes trägt. Es kommt aber auch der Charakter einer Frau zum Vorschein, der darauf gerichtet ist, Werte an den Sohn weiterzugeben, die über die Klassen- und Religionszugehörigkeit hinausgingen und wesentlich auf zwei grundlegenden Prinzipien fußten: immer nach seinem eigenen Gewissen zu handeln (»Lerne, geliebtes Kind, nur in Dir selbst Strafe und Lohn zu suchen, warte nicht auf äußere Zeichen, diese trügen und nur das eigene, ehrliche Empfinden, das eigene Gewissen soll



Richter sein!«), und zweitens, das eigene Wohl und Glück zu verfolgen, ohne die Bedürfnisse der Nahestehenden zu vernachlässigen.

Daraus ergibt sich das Bild einer Frau, zu der Hofmannsthal nicht zufällig eine große Nähe fühlte. Das persönliche Verhältnis, das in einem Vierteljahrhundert gewachsen war, hat dabei – wie er an Ottonie Degenfeld schrieb – eine Rolle gespielt:

Aber es sind doch eigentlich so wenige Menschen, die mir wirklich nahe sind – die ich nicht entbehren will – und einen, den treuesten reifsten besten Freund hab ich ja schon verloren. – Da sind Sie und Jella O. Vielleicht ist Ihnen die Zuneigung sonderbar, mit der ich an dieser alten Frau hänge: aber wenn Sie sie kennen würden – wozu allerdings Zeit gehört, und ich kenne sie seit 25 Jahren! – Sie würden es verstehen.<sup>14</sup>

Yella erinnerte ihren Sohn Felix an seine humanitären Verpflichtungen: keine Gaben, keine Wohltätigkeit allein (obwohl es diese auch gab), sondern Hilfe zur Selbsthilfe:

Die wahre Hülfe liegt im Verständnis, im richtigen Empfinden, in der echten Teilnahme. Häufig ist mit Rath und That mehr getan als mit Geld. Geld ist die kleinste Münze, die wir zu verschenken haben und erhält erst ihren Werth wenn wir sie mit vollem, warmen Herzen, mit verständiger Überlegung, mit Zartheit und dem wahren Wunsch zu helfen, geben.

Im Briefwechsel mit Hofmannsthal kommt Yellas Großzügigkeit eher indirekt zum Ausdruck, etwa als Zusagen für Hilfeleistungen, um die er sie gelegentlich bat. Ihre Fürsorge ergibt sich deutlicher aus einem Brief, den Mysa Oppenheimer ungefähr im September 1939 an Gau-leiter Bürckel schrieb und in dem sie darum bat, ihre alte und kranke Schwiegermutter in ihrer Wohnung in der Kärntnerstraße wohnen zu lassen. (Yella hatte nach dem Verkauf des Palais' dort eine kleine Wohnung für sich behalten können.) In diesem Brief werden die Wohltaten, die Yella während ihres langen Lebens leistete, aufgelistet:

Was die Familie meiner Schwiegermutter für Wien und ihre engere Heimat an Stiftungen, Widmungen u.s.w. gegeben, wäre zu viel um es aufzuzählen. [...] Das *Badener Asyl* eine interkonfessionelle Stiftung (Todescostiftung) ihrer Eltern (Baden, Johannesgasse) für Kurbedürftige, hat sie während der Dauer des Krieges aus eigenen Mitteln als Spital installiert und geführt. Nach Schluss des Krieges hatte sie nicht mehr die Mittel es zu er-

<sup>14</sup> Brief an Ottonie Degenfeld vom 2. 8. 1923, in: BW Degenfeld [1986], S. 474.

halten und hat es mit Garten und Inneneinrichtung der Stiftung »Wohltätigkeit« zu den selben Zwecken geschenkt, da die Gemeinde Baden wegen der Erhaltungskosten die Schenkung abgelehnt hatte.

Ihre Tante Wertheimstein hat das Kinderasyl »Zillingsdorf«, »Verein der Kinderfreunde« (ebenfalls interkonfessionell) später Hartäckerstrasse, mit Nikolaus Dumba gegründet und meine Schwiegermutter ist sehr bald nachher als Präsidentin eingetreten, hat es durch circa 30 Jahre geführt und weitgehendst durch persönliche Arbeit und finanziell unterstützt. [...] Während des Krieges 1914–1918 hat sie in Aussee eine Küche installiert und erhalten, die natürlich jedem Bedürftigen zugänglich war, ganz abgesehen von allen anderen unzähligen privaten Unterstützungen und Stipendien, in welchen Fällen immer nur nach der Bedürftigkeit, ohne Rücksicht auf Konfession entschieden wurde und waren es in der Mehrzahl Arier.

Kleinskal, der Ort, den Ludwig Oppenheimer so liebte und der für ihn auch als erster Ort, an dem er nach dem Verlassen des Elternhauses Fuß gefaßt hatte und an dem sein unabhängiges Leben und sein sozialer Aufstieg begann, große symbolische Bedeutung hatte, wurde oft zum Streitpunkt zwischen Mutter und Sohn. Der Besitz von Kleinskal war nicht unproblematisch. Zwischen der Möglichkeit, dem Sohn einen kostenintensiven Besitz oder ein Vermögen zu vererben, wählte der Vater die zweite Lösung:

das volle Verständnis für die Selbstverleugnung, die in jener schweren Entschließung lag, einer Entscheidung, die allein die Liebe zu mir ihm eingeben konnte, hat mir gerade damals, wo es ihm am wohlsten getan hätte, leider gefehlt und der Mangel solch zeitgerechter Einsicht hat, so herzlich mein Vater ihn mir auch vergeben mochte, mich mit manchen schweren Selbstvorwürfen in der Folge belastet.<sup>15</sup>

Aus den Briefen Yellas an ihren Sohn versteht man ihre Befürchtungen, daß Felix aus reinem Sohnesstolz das Gut hätte übernehmen wollen, anstatt ein finanziell sorgenfreies Leben zu führen. »Bezüglich Kleinskal«, schreibt sie dem Sohn in einem Brief vom 31. Juli 1892,

kann ich dir nur dringend rathen, dich bitten deinen ganzen Einfluß aufzubieten damit dein Vater den Besitz verkauft, die Dinge baldigst abwickelt, so lange noch etwas davon zu retten ist. [...] Ich selbst kenne alle großen bestehenden Reize eines so schönen, großartigen Besitzes, ich habe

<sup>15</sup> Felix Oppenheimer, Baron Ludwig Oppenheimer. Ein Blatt der Erinnerung von seinem Sohn. Im Selbstverlage des Verfassers. Wien 1915, S. 35.

die Sehnsucht nach dem Stück Erde an dem ich selbst heute noch wärmer hänge als an irgend einem anderen Ort der Welt, nie verloren und habe tausendfach erwogen durch welche Mittel dir dieser Besitz sorgenlos zu erhalten wäre; sei versichert kein Opfer wäre mir dafür zu schwer geworden!

Yellas Fürsorglichkeit traf auf die Ablehnung des Sohnes, die weniger von einer objektiven Analyse der Situation als durch ein abstraktes Ehrgefühl diktiert war: »Du müßtest dein Vermögen opfern ehe du Kleinskal übernimmst«, schrieb Yella im gleichen Brief,

oder der größte Theil deines Einkommens würde aufgebraucht um die Zinsen der Schulden zu decken und die Hoffnung sie abzahlen würde illusorisch und du würdest schon an den Versuchen verbluten. [...] Dein Vermögen giebt dir die Möglichkeit Gutes zu wirken, stellt dich unabhängig und läßt dir die freie Wahl deines Berufs. Dadurch bist du viel glücklicher gestellt als so viele Andere, die sich um das tägliche Leben zu erhalten, gegen ihre Neigung zu einem Beruf zwingen müssen, der – weil nur durch äußere Rücksichten bestimmt, ihre besten Anlagen erstickt.

Die umsichtigen Ratschläge, die Yella gab und deretwegen sie nicht zuletzt für Hofmannsthal zu einer mütterlichen Freundin wurde, fanden damals beim Sohn, der starrköpfig auf seinem Standpunkt beharrte, kein Gehör. Daß die Auseinandersetzung zwischen Yellas Erfahrung und Felix' Wunsch, das Gut nicht aufzugeben, über Gebühr hart war, erhellen die letzten Sätze des letzten erhaltenen Briefes, den Yella am 6. Februar 1920 dem Sohn schrieb:

Indem ich nach langen Jahren wieder in die Blätter Einblick nehme, hoffe ich der Inhalt wird Dir zur Erkenntnis und zur Einsicht über die Kleinskal'sche Frage helfen und Dich endlich verstehen lassen, welche Beweggründe mich geleitet haben und wie ungerecht und unrichtig Deine Vorwürfe, Deine Einstellung mir gegenüber in dieser Frage waren! Es sei Dir verziehen!

Ich segne Dich und Deine Kinder

Treu Deine Mutter

Es giebt keinen Erdenfleck, der mir so teuer war wie Kleinskal, ich habe mich mit blutendem Herzen davon losgerissen.

Auch Yella fiel es also nicht leicht, sich von Kleinskal zu lösen; sie hat dort seit ihrer Ankunft viel Gutes für die Bewohner bewirkt, das ihre Lebensbedingungen verbesserte. In ihrem Sohn Felix sah sie darin ihren Nachfolger und riet ihm:



Die Armuth dort ist groß, die Bevölkerung durch Noth und Elend verkommen, unterwürfig aus Furcht oft falsch aber deshalb nicht wirklich schlecht. Oft zeigt sich Neid und Verleumdung, das alles aber darf dich von dem angestrebten Ziele nicht abschrecken, auch darf Undank dich nicht entthutigen. Wenn du in die Ursachen, in die Wurzeln dieser oft so giftigen Pflanzen eindringst, den Boden betrachtest auf dem sie treiben, wirst du stets die Erklärung all der häßlichen Übel finden und zugleich Toleranz, vor allem aber den Antrieb zu verbessern. Das Volk bedarf gleich den Kindern einsichtsvoller, liebender Strenge, es muß Gerechtigkeit fühlen und so allmähig veredelt werden, die Leute müssen das Bewußtsein ihrer Menschenwürde erlangen. Für die junge Generation kann viel geschehen indem du die Schule pflegst und ausbeßerst und wenn du für die kleinen Kinder durch einen Kindergarten sorgst, führst du auch der Schule besseres, gesünderes Material zu. Hilf der Armuth indem du für möglichst viel Arbeit sorgst, laß dir angelegen sein gesunde Arbeiter Wohnungen zu bauen. Diese sind ein dringendes Bedürfnis weil die Leute physisch und sittlich zu Grunde gehen so lange oft mehrere Familien in einem engen Raum, dicht zusammen gedrängt, ihr Leben fristen.

Kleinskal wurde 1902 verkauft, als die Bedingungen für einen Verkauf günstig waren. Oppenheimers Vater zog daraufhin nach Wien, wo er 1909 starb.

Trotz Meinungsverschiedenheiten zwischen Mutter und Sohn und vieler Unterschiede kann man nicht sagen, daß Felix nicht auch Ratsschläge seiner Mutter beherzigt hätte:

Wähle deinen Beruf frei und unbeeinflusst von jeglichen Nebenrücksichten, schlage die Laufbahn ein, zu welcher du wahre Befähigung und volle Lust fühlst [...] Bleibe nie auf halbem Wege stehen, sei gründlich in allem, überzeuge dich stets selbst, höre nie auf Vorurtheile, sei den Armen Schutz und Segen, bringe ideales Streben mit dem wirklichem Leben in Einklang.

Als Oppenheimer die diplomatische Karriere aufgab, um Redakteur und dann Präsident des »Vereins der Museumsfreunde in Wien« zu werden, folgte er im Grunde dem Rat seiner Mutter.

Er war 37 Jahre alt, als er 1911 den »Österreichischen Staatsgalerieverein« gründete. Bis zu seinem Tode im Alter von 64 Jahren widmete er sich mit voller Kraft fast ausschließlich der Entwicklung und dem Ausbau dieses Vereins und der Organisation von Ausstellungen, die in die Geschichte eingingen und in denen neben den Wunsch, das Bild »seines« Österreichs zu tradieren, auch das Bemühen trat, Kunst und Kultur breiten Schichten zugänglich zu machen. Was heute als

selbstverständlich empfunden wird, war bei Gründung des Vereins 1911 ein absolutes Novum. Dahinter stand die Erkenntnis, daß »die staatlichen Kunstsammlungen nur dann wahrhaft lebendig erhalten werden können, wenn die Bürger selbst durch tätige Anteilnahme an ihrem Ausbau arbeiten«.<sup>16</sup> Die Vorbilder des Vereins waren die »Rembrandtvereinigung« in Amsterdam, der »Kaiser-Friedrich-Museums-Verein« in Berlin, die »Amis du Louvre« und der Londoner »National Art-Collection Fund«. Viele Mitglieder und Mäzene kamen aus dem Adel (Karl Graf Wilczek, Karl Graf Lanckoronski, Johann Fürst zu Liechtenstein), aus Handel und Industrie sowie aus dem Bankgewerbe. Der erste Vorsitzende war Paul von Schoeller, Felix Oppenheimer sein Vertreter, Hugo von Noot Schatzmeister.

Ursprünglich war nur beabsichtigt gewesen, die Österreichische Staatsgalerie durch den Ankauf bedeutender Kunstwerke zu unterstützen. Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie änderte sich die Situation, denn die Privatsammlungen des Kaisers gingen in staatlichen Besitz über, und damit gab es für den Verein keinen Grund mehr, sich auf eine einzige Sammlung zu beschränken.

Neben den satzungsgemäßen Aufgaben, vorhandene Lücken des öffentlichen Kunstbesitzes durch Erwerbungen und Stiftungen zu schließen, galt das Interesse vor allem der öffentlichen Kunstpflege und einer breiten Information über Kunst. So traten Ausstellungen immer entschiedener in den Vordergrund.

Ohne den Staatsgalerieverein aufzulösen, wurde 1921 der »Verein der Museumsfreunde« gegründet, dessen erster Präsident Graf Colloredo-Mannsfeld wurde. In den Zwanziger Jahren gehörte auch Hofmannsthal dem Vorstand an. Neben dem Ankauf von Werken wurden im Rahmen der Tätigkeit des Vereins Ausstellungen, Vorträge und Führungen organisiert.

Die erste große und erfolgreiche Ausstellung, die der Verein organisierte, hieß »Von Füger bis Klimt« und zeigte einen repräsentativen Querschnitt der Entwicklung der österreichischen Malerei in den letzten 200 Jahren. Sie war zunächst für das Frühjahr 1922 geplant, mußte dann aber auf den Herbst 1923 verschoben werden, weil durch den

<sup>16</sup> Verein der Museumsfreunde in Wien. Tätigkeitsbericht 1919–1924, S. 3.

Zusammenbruch der Währung das dafür erforderliche Geld nicht ausreichte. Der Erfolg der Föger-Ausstellung veranlaßte den damaligen Organisator, Carl Moll, eine andere große Ausstellung auszurichten, die im Frühjahr 1924 unter dem Titel »Italienische Renaissance« stattfand, allerdings ohne den erwarteten großen Erfolg. Neben den Ausstellungen war es das ausgedehnte Vortragswesen, das dem Verein immer neue Freunde zuführte. So hielt Hugo von Hofmannsthal 1922 einen Vortrag über »Die Mission des Vereins«, und Julius Meier-Graefe sprach 1924 über van Gogh. Zu den wöchentlichen Vorträgen und gesellschaftlichen Abendveranstaltungen traten Führungen durch wichtige private und öffentliche Kunstsammlungen und Wiener Palais sowie kunsthistorische Exkursionen zu Stiften und Schlössern.

Trotz großer finanzieller Schwierigkeiten, die sich nach der Entwertung der österreichischen Krone ergaben, wurde in rascher Folge eine Ausstellung nach der anderen organisiert.

Die drei großen Ausstellungen, an deren Organisation Oppenheimer besonders beteiligt war, fanden in den Jahren 1930 – 1935 statt. Die erste große Sensation brachte die Kaiserin-Maria-Theresia-Ausstellung in Schönbrunn. Eröffnet wurde sie am 13. Mai 1930, dem Geburtstag der Kaiserin, durch eine Rede des Bundespräsidenten Miklas. Der Erfolg dieser Ausstellung, die fünf Monate dauerte, war durch Hunderttausende von Besuchern unbestritten. Im Zusammenhang damit gab es wissenschaftliche Vorträge, Musikabende, Theateraufführungen u.a.m.

Auch der im Jahre 1930 abgehaltene Gesellschaftsabend im Oberen Belvedere stand im Zeichen der großen vaterländischen Veranstaltung. Er brachte den von Kammerschauspieler Raoul Aslan mit schönster Wirkung vorgetragenen Essay Hugo von Hofmannsthal's über Maria Theresia, dem eine von dem Direktor der Oper dirigierte Symphonie von Haydn voranging.<sup>17</sup>

Am 28. April 1933 wurde die Prinz-Eugen-Ausstellung im Marmorsaal des Oberen Belvedere feierlich eröffnet. Auch sie wurde von einem Zyklus von Vorträgen über die Figur des Prinzen begleitet.

Oppenheimers Tätigkeit als Präsident des Vereins wurde durch die dritte und größte dieser kulturhistorischen Veranstaltungen, nämlich die Kaiser-Franz-Joseph-Ausstellung in Schönbrunn gekrönt, die am

<sup>17</sup> Verein der Museumsfreunde in Wien. Tätigkeitsbericht 1928–1930, S. 6.



23. Mai 1935 eröffnet wurde. Für jemanden wie Oppenheimer, der die Monarchie als das »größte Kapital, das wir in Österreich haben« im Gegensatz zu dem »sehr zu Unrecht ›Österreich‹ benannten armen Nachfolgestaat des alten großen Reiches«<sup>18</sup> betrachtete, war diese Ausstellung nicht nur eine Würdigung des »vergessenen Kaisers«, sondern ein »Pietätsakt, auf den jeder – welchem Volksstamm er angehöre und in welchem Lager er immer stehe – einstimmen kann, der auch nur ein Mindestmaß historischen Bewußtseins sein Eigen nennt«.<sup>19</sup>

Mit dieser wirksamsten und meistbesuchten Ausstellung, die als »Monument des Kaisers« gedacht war, endete auch Oppenheimers Tätigkeit für den Verein.

Dabei war sein Einsatz für den Aufbau des Vereins leidenschaftlich gewesen. Er nahm seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch und repräsentierte vielleicht für ihn die einzige Art und Weise, um einerseits ein allgemeines Interesse an der Kunst, als allgemeiner Besitz aller betrachtet, zu erwecken und zu erhalten und um andererseits in sich selbst eine Welt lebendig zu erhalten, von der er fühlte, daß sie unwiederbringlich untergegangen war und nur noch in seiner Erinnerung fortlebte.

Am 13. März 1938 verlor Österreich seine Eigenstaatlichkeit. Innerhalb weniger Tage wurden alle Organisationen, Vereine und Verbände unter kommissarische Verwaltung gestellt und alle Konten gesperrt. Bereits am 17. März 1938, also nur 4 Tage danach, wurden Dr. Franz Sedlacek und Robert Streit mit der kommissarischen Leitung des Vereins beauftragt. An die Mitglieder erging ein Rundschreiben, in welchem alle mit der »neuen Ausrichtung« einverstandenen Museumsfreunde aufgefordert wurden, ihre Mitgliedschaft zu erneuern, nicht ohne dabei anzugeben, ob sie »Parteigenossen« seien, also der NSDAP angehörten. Von den damals 1396 Mitgliedern erklärten nur 296 schriftlich den Wiedereintritt. 216 zumeist jüdische Mitglieder traten aus. Einige Änderungen im Statut wurden eingeführt. Überdies wurde folgendes bestimmt: »Die Ernennung der Vereinsleiter und deren Mitarbeiter wird von der Zustimmung des zuständigen Hoheitsträgers der NSDAP abhängig gemacht. Die Satzungen sind auf

<sup>18</sup> Felix Oppenheimer, Österreich, wie es war und ist. Wien 1933, S. 2.

<sup>19</sup> Felix Oppenheimer, Der Kaiser, zum 2. Dezember 1908. [...]. Wien 1935, S. 30. Vgl. Verein der Museumsfreunde in Wien. Tätigkeitsbericht 1934–1936, S. 6.

das Führerprinzip in der Vereinsleitung umzustellen. Der Arierparagraph ist einzuführen«.

Die neue Leitung bemühte sich, eine Ausstellung »Zum 10. April 1938« als Unterstützung der Volksabstimmung zu veranstalten. Der Verein wurde gebeten, dafür 1500 RM zur Verfügung zu stellen. Es klingt daher grotesk, daß der Beauftragte für bildende Kunst, Leopold Blauensteiner, »seine Genehmigung an Herrn Dr. Franz Sedlacek mit dem Ersuchen weiterleitete, in dieser Angelegenheit mit dem (jüdischen) Präsidenten der Museumsfreunde, Herrn Felix Oppenheimer, Kontakt aufzunehmen«.

Die letzten Zeugnisse, wie sie aus Briefen Yellas an ihren Enkel Hermann überliefert sind, zeigen uns Oppenheimer als einen Mann, dessen Lebenswerk zerstört war und der sich vor dem Nichts befand. Die Depressionen, unter denen er zeit seines Lebens gelitten hatte, verstärkten sich angesichts einer Realität, an der er nicht nur nicht mehr teilhatte, sondern von der er ahnte, daß sie ihn ganz zu vernichten trachtete.

Ich kann es nur dem Zustand zuschreiben, der sich in letzter Zeit so traurig geltend gemacht hat. In gewissem Sinn geht es besser, insofern Papa oft ausser Bett ist, der Zustand wie er während der Autofahrt war, ziemlich überwunden scheint. Wenn es nur bald so weit ist, dass Papa wieder liest, sich irgendwie mit etwas beschäftigen kann. Das grosse Fragezeichen ist womit?, da die Aussenwelt, die ihm so wichtig war, weg fällt! Man ist leider so machtlos

berichtete Yella ihrem Enkel Hermann am 29. Oktober 1938. Und am 27. September 1938 schrieb Mysa an ihre Kinder:

Nun bekommt Papa verschiedene Beruhigungsmittel, die aber bisher keinen Erfolg hatten, so dass wir wohl heute um eine Pflegerin (für den Tag) schicken müssen, denn wir drei können dies allein (gestern tobte Papa von 8 h früh bis 5 h nachmittags) nicht mehr aushalten. Die Nächte sind immer gut, weil da die Schlafmittel wirken, aber die Tage sind wohl fürchterlich und ich wunder mich, dass der arme Kopf, auf den Papa [immer]fort loshaut, dies aushält. Natürlich halten wir die Hände, aber er hat eine solche Kraft, dass er trotzdem den Kopf maltrahiert. Wenn ich mit dieser Gewalt nur zweimal auf meinen Kopf loshacke, bin ich ganz benommen und Papa macht das stundenlang. Der Arzt sagte, ich möge ihn nur allein lassen und er würde dann schon aufhören, aber [ich] bringe das nicht übers Herz, darum muss eine Pflegerin her. Sollte das auch nicht gehen, müsste er allerdings in ein Sanatorium, eventuell Purkersdorf, aber ich

hoffe doch noch immer, dass sich Papa beruhigt, dann kann er ja zu Hause bleiben, denn das Nichtgehenkönnen braucht keine so geschulte Pflegerin wie dieses Toben.

Unmöglich, wenn nicht sogar falsch wäre es, die tiefer liegenden Gründe dieses Leidens nicht im »Un-Geist der Zeit« suchen zu wollen. Ohne Hoffnung, ohne Kraft, sich in diese neue Realität einleben zu können, und durch ein vorgerücktes Alter ohne Energie, um in einer Welt leben zu können, aus der er sich plötzlich vertrieben fühlte, nahm er sich am 15. November 1938 das Leben. Die Worte, die Mysa einen Monat danach an Leopold von Andrian richtete, sind vermutlich das einzig verlässliche Zeugnis seiner letzten Tage:

Lieber, geehrter Baron Andrian,

nehmen Sie meinen und meiner Kinder innigsten Dank entgegen für Ihre so wohltuenden und warmen Worte der Teilnahme. Ich weiss, dass Sie meinem geliebten, armen Felix ein treuer Freund seit Ihrer beider Kindheit waren und auch Felix hat Sie immer geliebt u. geschätzt, noch im Sommer so oft von Ihnen gesprochen. Gleich nach unserer Ankunft in Aussee, ist mein Felix an einem schweren Nervenzusammenbruch erkrankt, ab Ende August konnte er nur mehr schlecht, oder gar nicht mehr gehen, sich geistig nicht mehr beschäftigen; und obwohl wir ihm alles Geschehen *ausserhalb* des Krankenzimmers ferne hielten, er auch keine Zeitungen zu Gesicht bekam, waren schon seit Anfang des Sommers sein Lebenswille, sein Lebensmut gebrochen. Für einen so hohen Geist, so vornehmen, edlen und zartbesaiteten Menschen, war die Zeit um. Sein Geist umdüsterte sich langsam und in einem unbewachten Moment machte er seinem Leben ein Ende. Er konnte noch bei Bewusstsein die hl. Sterbesakramente empfangen und starb dann so schön, wie er lebte. Dies ist der einzige Trost der mir in all dem Jammer geblieben ist. Bitte schliessen Sie meinen Felix in Ihr tägl. Gebet. Hoffentlich führen uns irgendwie und wann unsere Wege zusammen damit ich Ihnen, besser als schriftlich, für alle Freundschaft danke die Sie für Felix hatten.

Sie, lieber Baron Andrian herzlichst grüssend

Ihre Ihnen aufrichtig ergebene Mysa Oppenheimer.<sup>20</sup>

Anders als der Sohn mußte Yella die vollständige Zerstörung ihrer Welt miterleben. Das Palais Todesco wurde 1935 an die Versicherungsgesellschaft Ostmark verkauft. Yella wurde im Kaufvertrag lediglich das Recht zugestanden, auf Lebenszeit eine kleine Wohnung

<sup>20</sup> Mysa Oppenheimer an Leopold von Andrian, Brief vom 12. 12. 1938 (Deutsches Literaturarchiv Marbach a.N.).



im 3. Stock zu bewohnen, aber 1942 wurde sie als »Nichtarierin« von dort »delogiert«. Diese Euphemismen verbergen kaum noch, welches Schicksal sie erwartet hätte, denn im Gegensatz zu ihren Enkeln und ihrer Schwiegertochter befand sich Yella in großer Gefahr, deportiert zu werden. Aus dem Briefwechsel, der sich darüber zwischen Hermann und Elsa Bruckmann-Cantacuzène entspann, und den Briefen Elsas an Yella wird deutlich, daß die langjährige Freundin alles in ihrer Macht Stehende tat, um das zu verhindern. Aufgrund ihrer Intervention konnte Yella die letzten Monate ihres Lebens bei ihrem Enkel Hermann auf Schloß Warthenburg verbringen, wo sie am 19. April 1943 starb.

Die Freundschaft, die einst zwischen zwei gleichaltrigen jungen Männern von 17 Jahren begann, weil sie die gleichen Interessen für Theater und Kultur, das gleiche Studienfach und die gleichen Bekannten hatten, kühlte mit zunehmendem Lebensalter ab, ohne daß sie dabei an gegenseitiger Achtung und Vertrauen eingebüßt hätte. Was in den Worten Hofmannsthals an den Freund fehlte, waren Wärme und innige Vertraulichkeit, die sich – in dem Maße, in dem sich die Verbindung mit Felix abschwächte – im Verhältnis zu Yella, die von Hofmannsthal fast wie eine Mutter behandelt wurde, verstärkten und ihren reinsten Ausdruck fanden.

Felix widmete sich immer mehr seinen Interessen, die seine ganze Zeit beanspruchten und – wie Hofmannsthal in einem Brief an Yella 1927 festhielt (»Felix kam an, er spricht vom Verein u. wieder vom Verein, berührt nichts sonst.«) – die schließlich ihre Freundschaft verkümmern ließen. Diese Fixierung auf die Vereinsarbeit war vielleicht nur ein Schutz, um in einer Welt, die ihm allmählich aus den Händen glitt, weiterleben zu können. Oppenheimer war in seinen politischen Anschauungen und seinem aristokratischen Lebensstil das nicht untypische Beispiel eines Mannes, dessen habsburgisch geprägte »Welt von Gestern« nur durch ihn und in ihm noch weiterlebte, bis das gewaltsame Ende dieses Traums 1938 auch das physische Leben zerstörte. Es ist nicht ohne Tragik, daß dieser sozial engagierte Legitimist, der noch 1933 an eine großdeutsche Lösung glaubte,<sup>21</sup> seines

<sup>21</sup> »Für den selbstbewußten Deutsch-Oesterreicher kann es als Endziel nur geben, den Zusammenschluß mit den im Reiche vereinigten Stämmen durchgeführt zu sehen, inner-

Lebenswerks beraubt wurde, in seiner Existenz bedroht war und seine politischen Überzeugungen als falsch erkennen mußte, als sich diese schließlich als brutale Annexion vollzog, und daß er auf diesen mehrfachen Zusammenbruch seiner Welt- und Lebensanschauungen mit einem körperlichen Zusammenbruch reagierte. Die Zerstörung seiner Welt führte nur wenige Tage nach den Pogromen der »Reichskristallnacht« zu seiner Selbstzerstörung.

Auch das Ramgut, auf dem sich so viele Lebensfäden miteinander verknüpften, erlitt langsam, aber unaufhaltsam das Schicksal dieser untergehenden Welt:

Vor ein paar Tagen gegen Abend – aber es war noch halbhell, und überm Grundlsee der Mond im Aufsteigen, gieng ich mit Carl Burckhardt ums ganze Ramgut, vor dem verschlossenen Haus dann blieben wir stehen. Unglaublich sprechend kann die Miene eines solchen Hauses in einem besonderen Augenblick vor einem stehen. Die Mansarden, jede ein so bestimmter Raum für sich, die Türen, führend zu den wohlvertrauten gewölbten Gängen, das Dach – mir war als wäre es Ihr Angesicht das mich ansehe. So neulich auch von innen. Ich gieng hinunter, aus Ihrem Salon einen Band Shakespeare zu nehmen, stieß einen Laden auf, das Föhnlicht erfüllte wie flutend das Zimmer, und darin eine solche Fülle von Gestalten u. Gesichtern, dass mir fast Angst wurde. Schroeder, die gute Else, Mell, der unheimliche Pannwitz, Wiegand, Wolde, den ich nie mehr sehe, Heymel, der so lange todt ist, Schroeders Schwester Clärchen – alle waren auf einmal da – die ganz Fernen umso lebendiger.<sup>22</sup> (Vgl. Abb. 1)

halb jenes großen nationalen Ganzen aber alle Kraft und Eigenart des österreichischen Volkes zur möglichsten Geltung zu bringen«, in: Felix Oppenheimer, Österreich, wie es war und ist, S. 21.

<sup>22</sup> Hofmannsthal an Yella Oppenheimer, Brief vom 28. 10. 1928.

## Auswahlbibliographie Felix Oppenheimer

### I Bücher und Schriften

- Wohnungsnot und Wohnungsreform in England. Wien 1900.
- Englischer Imperialismus. Wien 1905. (Englisch als: British Imperialism. London 1905.)
- Die Wiener Gemeindeverwaltung und der Fall des liberalen Regimes in Staat und Kommune. Wien 1905.
- Die Beschaffung der Geldmittel für gemeinnützige Bautätigkeit. Wien 1908.
- Baron Ludwig Oppenheimer. Ein Blatt der Erinnerung von seinem Sohn. Im Selbstverlage des Verfassers. Wien 1915.
- Aus Aufzeichnungen und Briefen. Wien 1919.
- Montaigne. Edmund Burke und die französische Revolution. Francis Bacon. 3 Essays. Wien 1928.
- Österreich, wie es war und ist. Wien 1933.
- Museumsvereine im Ausland, Vortrag gehalten in der Albertina am 3. Dezember 1934. Wien o. J. [1935].
- Der Kaiser, zum 2. Dezember 1908. Das Denkmal des Kaisers Franz Joseph, zum 75. Geburtstag der Thronbesteigung. Zwei Würdigungen mit der die feierliche Eröffnung der Kaiser Franz Joseph Ausstellung in Schönbrunn einleitenden Begrüßung. Wien 1935.
- 25 Jahre Vereinsarbeit für öffentliche Kunstsammlungen, mit der die feierliche Eröffnung der Jubiläums-Ausstellung vom 24. September 1936 einleitenden Begrüßung (= Nr. 5 der Publikationen des Vereins der Museumsfreunde in Wien). Wien 1936.
- Von der alten deutschen Botschaft in Wien. Erinnerungen und Briefe. Wien/Leipzig 1938.

### 2 Artikel in der »Österreichischen Rundschau«

- Die Wiener Gemeindeverwaltung und der Fall des liberalen Regimes in Staat und Kommune. I. Die Wiener Gemeindeverfassung seit Verleihung der Gemeindeautonomie, in: Band IV, Heft 46, 14.9.1905, S. 281–293.
- II. Die Reaktion auf staatsrechtlich nationalem Gebiet und auf dem Gebiet der geistigen Kultur, in: Band IV, Heft 48, 28.9.1905, S. 373–385.

38 Hugo von Hofmannsthal – Yella, Felix und Mysa Oppenheimer



- III. Der Umschwung im Wirtschaftsleben. Die Wirtschaftspolitik der Wiener christlich-sozialen Partei, in: Band IV, Heft 49, 5.10.1905, S. 421–435.
- IV. Die Sozialpolitik der Wiener »christlich-sozialen« Partei. Allgemeiner Rückblick, in: Band IV, Heft 51, 19.10.1905, S. 513–521.
- Die Schulen von Bedales und von Verneuil. Ein Beitrag zur Reform der Mittelschule, in: Band IX, Heft 3, 1.12.1906, S. 163–178.
- Die Zukunft Österreichs und die Haltung der Großmächte, Band XII, Heft 4, 15.8.1907, S. 235–239.
- Buchbesprechung (Schule und Gegenwartskunst, von Ludwig Gurlitt, Buchverlag der »Hilfe«, Berlin-Schöneberg, 1907), in: Band XIII, Heft 4, 15.11.1907, S. 304–305.
- Das Parlament des allgemeinen Wahlrechts und die Verwaltung, in: Band XIV, Heft 1, 1.1.1908.
- Die staatliche Altersversorgung in England, in: Band XVII, Heft 2, 15.10.1908, S. 97–102.
- Die ungarische Unterrichtsgesetzgebung und die Nationalitäten von Scotus Diator eingeleitet von Oppenheimer, in: Band XVII, Heft 4, 15.11.1908, S. 242–253.
- Der Kaiser, Band XVII, Heft 5, 1. 12.1908, S. 306–321.
- Die Grundgebrehen der Demokratie. Ein Beitrag zur neuen politischen Entwicklung im In- und Auslande, in: Band XVIII, Heft 6, 15.3.1909, S. 426–436.
- Deutschland und England, in: Band XX, Heft 4, 15. 8.1909, S. 195–207.
- Staatsfinanzielle Betrachtungen, in: Band XX, Heft 6, 15.9.1909, S. 329–339.
- Gemeindebetriebe. Ein Nachtrag zur Debatte des Vereines für Sozialpolitik in: Band XXI, Heft 2, 15.10.1909, S. 88–92.
- Rez. Englands wirtschaftliche Zukunft, in: Band XXIV, Heft 3, 1.8. 1910, S. 232.
- Rez. Der Dilettantismus, in: Band XXIV, Heft 5, 1. 9.1910, S. 388.
- Rez. Mädchenerziehung und Rassenhygiene, in: Band XXV, Heft I, 1. 10.1910, S. 84–85.
- Ein österreichischer Galerie-Verein, in: Band XXVI, Heft 5, 1.3.1911, S. 338–341.
- Österreichischer Staatsgalerieverein. Statuten und Mitgliederverzeichnis, in: Band XXVIII, Heft 5, 1. 6.1911, S. 388–391.
- »Recht und Wirtschaft«, in: Band XXVIII, Heft 5, 1.9.1911, S. 394–395.
- Politische Zeitbetrachtungen, in: Band XXIX, Heft 3, 1.11.1911, S. 177–192.

- Zur Wohnungsfrage, in: Band XXIX, Heft 6, 15.12.1911, S. 439–447.
- Unsere Politik nach außen und innen, in: Band XXVII, Heft 3, 1.11.1913, S. 181–193.
- Politik und Wirtschaftsleben, in: Band XXVII, Heft 4, 15.11.1913, S. 276–284.
- Ein englisches Buch über Österreich-Ungarn, in: Band XXXVIII, Heft 6, 15.10.1914, S. 360–366.
- Wirtschaftliche Kriegsfürsorge, in: Band XL, Heft 5, 1.9.1914, S. 291–296.
- Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart, in: Band XLI, Heft 1, 1.10.1914, S. 44–46.
- Wiener Kriegsfürsorge, in: Band XLI, Heft 3, 1.11.1914, S. 100–104.
- Kriegsfürsorge in Deutschland, in: Band XLII, Heft 1, 1.1.1915, S. 17–27.
- Botschafter von Tschirschken, in: Band XLIX, Heft 5, 1.12.1916, S. 197–200.
- Aus einem politischen Dialog, in: Band L, Heft 1, 1.1.1917, S. 1–7.
- Bobedonoszav, Lloyd George und wir, in: Band LIV, Heft 4, 15.2.1918, S. 145–150.
- Über Nutzen und Grenzen der politischen Kritik, in: Band LVI, Heft 6, 15.9.1918, S. 241–246.
- Neue Rechte – Neue Pflichten, in: Band LIX, Heft 3, 1.5.1919, S. 97–101.
- Theorie und Praxis. Ein Wort zur innenpolitischen Lage, in: Band LXI, Heft 4, 15.5.1919, S. 193–198.
- Zum Friedensdiktat, in: Band LXI, 6, 15. 9.1919, S. 241–244.
- Edmund Burke und die französische Revolution, in: Band LXI, Heft 3, 1.11.1919, S. 116–124.
- Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. – Der Sinn des Krieges, in: Band LXV, Heft 3, 1.11.1920, S. 139.
- Zum neuesten Buch Karl Schefflers, in: Band LXV, Heft 5, 1.12.1920, S. 233–234.
- Leitsätze zur Währungsfrage. Vom bayrischen Handelsminister Hamm. Eingeleitet von Felix Oppenheimer, in: Band LXII, Heft 5, 1.3.1920, S. 206–210.
- Demokratie und ihre Abwege. I, in: Band LXIII, Heft 1, 1.4.1920, S. 1–10.
- Demokratie und ihre Abwege. II, in: Band LXIII, Heft 2, 15.4.1920, S. 49–55.

- Wohin steuern wir?, in: 17. Jg., Erstes und zweites Septemberheft 1921, S. 885–892.
- Ein Verein der Museumsfreunde in Wien, Separatabdruck der »Österreichischen Rundschau«, Jahrgang 1921, Zweites Februarheft.
- Geschichte des Weltkriegs und der Friedensidee, in: 17. Jg., Erstes und zweites Novemberheft 1921, S. 1073–1085.
- »Mensch und Gott« (Buchbesprechung: Houston Stewart Chamberlain: Mensch und Gott, Verlag F. Bruckmann, München 1921), in: 17. Jg., Erstes und zweites Dezemberheft 1921, S. 1214–1215.
- Montaigne. Ein kurzer Wegweiser durch sein Werk, in: 19. Jg., 3.3.1923, S. 294–314.



Die Textgestalt der Briefe, die sich im Deutschen Literaturarchiv Marbach a. Neckar und im Freien Deutschen Hochstift Frankfurt a. Main befinden, folgt wortgetreu den handschriftlichen Originalen. Orthographie, (fehlende) Interpunktion, Variation oder Unsicherheiten im Kasusgebrauch sowie fehlende Umlautung (Austriazismen) wurden nicht korrigiert. Gelegentliche Zusätze der Herausgeberin erscheinen in eckigen Klammern.

Die in der Einleitung zitierten, bisher unveröffentlichten Familienbriefe, die Photos und der Brief Hofmannsthals an Felix Oppenheimer aus dem Jahre 1905 befinden sich im Besitz von Elisabeth Oppenheimer-Polk, die freundlicherweise dem Abdruck zustimmte.

Werner Volke (†) und – als Vertreter der Erben Hofmannsthals – Rudolf Hirsch (†) sei an dieser Stelle gedacht und gedankt. Sie haben diese Edition durch Rat und Tat unterstützt bzw. durch die Publikationserlaubnis erst möglich gemacht.

Für hilfreiche Hinweise danke ich Peter Michael Braunwarth, Konrad Heumann und Ellen Ritter, für Auskünfte zur Familiengeschichte Elisabeth Oppenheimer-Polk und Alexander Demblin.

Diese Arbeit wurde durch ein Marbach-Stipendium aus den Mitteln der Landesgirokasse Stuttgart gefördert.

*Hofmannsthal an Felix Oppenheimer*

[1891/1892]

Mein verehrter Freund

Ein leichtes, ebenso unbedeutendes als langweiliges gastrisches Fieber hat mich von Tag zu Tag umsonst auf sein vollständiges Aufhören warten lassen. Der Wunsch, Ihrer lieben Einladung zu folgen, hat mir bis zur letzten Minute noch die Zuversicht gegeben, ich würde es können. Erklären Sie sich, bitte, *so* die tactlose Verspätung meiner Absage und glauben Sie an die Aufrichtigkeit u. Lebhaftigkeit meines Bedauerns. Ich hoffe Sie sehr bald zu sehen und Ihnen persönlich für Ihren Besuch zu danken. Übrigens haben wir ja auch eine Menge miteinander zu reden.

In herzlicher Ergebenheit

Hugo Hofmannsthal.

Montag. 3 Uhr.

[21. Januar 1892]

Ihr Geständnis, mein lieber Baron, hat mir aufrichtige Freude gemacht. Ich vertraue meine kleine Arbeit<sup>1</sup> Ihrem collegialen Tact mit Vergnügen an und brauche gerade Ihnen nicht erst zu sagen, wie peinlich mir jede »gesellschaftliche« Popularität ist, nun da mein ungeschicktes Pseudonym<sup>2</sup> schon einmal gebrochen ist. Also, bitte, lesen Sie mich, verschweigen Sie mich, und lassen Sie mich, wenn Sie mir eine große Freude machen wollen, mit 2 aufrichtigen Worten Ihren Eindruck wissen. Sie werden begreifen, wie sehr es mich freuen würde, Ihre »Kleinigkeit« (ich weiß nicht einmal, wie ich sie nennen soll) Seitenoberkante

<sup>1</sup> »Gestern. Studie in einem Akt in Reimen«, in: *Moderne Rundschau*, Wien, 4. Bd., 2. Heft, 15. Oktober 1891, S. 49–54 und 3. Heft, 1. November 1891, S. 87–92 (jetzt in: *GW GD I*, S. 211–243).

<sup>2</sup> Theophil Morren.



Abb. 14: Yella Oppenheimer. Photo Risse, Berlin (Privatbesitz)



kennen zu lernen: ich hoffe Sie lassen sie mich bald lesen oder hören oder sehen. Das verlangt schon die Concurrentenehrlichkeit. Ich hoffe bestimmt, Ihre liebe Einladung annehmen zu können; aber vielleicht hätten Sie die Freundlichkeit, mich bei Ihrer Mutter<sup>3</sup> zu entschuldigen, wenn ich statt eines ordentlichen Antrittsbesuches nur meine Karte abgebe. Wir sind ja nicht nur »Dichter« sondern sozusagen auch Octavaner.<sup>4</sup> Leider. –

Yours sincerely

Hugo Hofmannsthal.

21 Jänner.

[CORRESPONDENZ-KARTE N°. 78: zur pneumatischen Expressbeförderung. Die pneumatischen Züge verkehren von 8 Uhr Früh bis 9 Uhr Abends alle 20 Minuten.] [Poststempel: 24. 2.92]

Mein verehrter Freund.

Ich wollte Ihnen noch gestern abds. schreiben, unter dem stärksten Theatereindruck, den ich je empfangen habe. Wenn Sie sich die Duse<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Gabriele Oppenheimer, geb. Todesco (1854–1943).

<sup>4</sup> Schüler der achten Klasse einer höheren Schule.

<sup>5</sup> Eleonora Duse (1858–1924) entstammte einer italienischen Schauspielerfamilie und trat bereits mit vier Jahren in der Familientruppe auf. 1886 gründete sie ihre eigene Gesellschaft. Vom 20.–27. Februar 1892 gastierte sie in Wien, wo sie die Fedora in Sardous gleichnamigem Stück, die Nora in Ibsens »Casa di bambola« und die Marguerite Gautier in »La signora dalle camelie« von Alexandre Dumas spielte. Ähnlich begeistert schrieb Hofmannsthal unmittelbar nach der Aufführung der »Kameliendame« an Schnitzler: »Wenn Sie sich die Duse nicht ansehen, wenn auch auf der letzten Galerie und stehend, versäumen Sie mehr, als Sie sich vorstellen können.« (BW Schnitzler, S. 16). Vgl. dazu Hofmannsthals Aufsätze: »Eleonora Duse. Eine Wiener Theaterwoche« (Loris), in: Das Magazin für Literatur, Jg. 61, Nr. 11, 12. März 1892, S. 176–178 (jetzt in: GW RA I, S. 469 – 474) und »Eleonora Duse. Die Legende einer Wiener Woche« (Loris), in: Moderne Kunst 6, Heft 17, Frühlingsnummer 1892 (jetzt in: GW RA I, S. 475–478). Über die Begeisterung, die Eleonora Duse beim Wiener Publikum auslöste, liest man in der »Neuen Freien Presse« vom 28. Februar 1892: »Heute Abends hat Frau Duse von den Wienern in ihrer Glanzrolle als Cameliendame Abschied genommen. Das Carl-Theater war wieder bis an die Decke gefüllt, wieder schmeichelte sich die geniale Italienerin mit ihren schmelzenden Liebesliedern in die Ohren und die Herzen, und als sie zuletzt – immer im süßesten Italienisch – dahinstarb, sanft und hingehend wie ein großes Kind, im Verschwinden noch

nicht, wie und wo immer, ansehen, versäumen Sie mehr, als Sie sich vorstellen können. Es ist ganz alles eins, ob Sie gut oder schlecht italienisch sprechen, die Duse spielt den Sinn, nicht die Worte.

Ich hoffe, Sie in »Nora« oder »Fernande« zu sehen, und bin sicher, dass Sie meine Begeisterung theilen werden.

In freundschaftlicher Ergebenheit

Hugo Hofmannsthal.

Mittwoch, nach der Schule

[Anfang März 1892]

Donnerstag, abds.

Verzeihen Sie mir, mein lieber Baron, die unartige Verzögerung.

Aber eine ehrliche Arbeit verlangt eine ehrliche Stimmung, und die habe ich zwischen Eleonora Duse, Gymnasium und sog. Gesellschaft nicht ganz leicht gefunden. Endlich aber ist sie mir gekommen, die Stimmung nämlich, mit aller Lebhaftigkeit und Empfänglichkeit, die der einheitlich gehobene Ton und das innerliche Pathos Ihrer schönen drei Acte verlangen und verdienen.

Ich habe kein Talent und keine Neigung zur Kritik, auch den Werken des fremdesten Menschen gegenüber.

Ich kenne keine Formeln des Geschmacks; vielleicht gibt es wirklich keine, vielleicht muss man alt und eine Autorität sein, um sie zu finden.

En attendant, begnüge ich mich mit der einfachen Scala der Subjektivität, die jeder bei sich trägt: manchmal gefällt mir etwas schlechtes; manchmal finde ich etwas musterhaftes sehr langweilig; aber ich habe nie das schlechte Gewissen derer, die die Meinungen der anderen meinen. Darf ich Ihnen, mein Freund, nach dieser unmoralischen Vorrede noch sagen, dass mir Ihr Stück aufrichtig gefallen hat und

dahinstarb, sanft und hingebend wie ein großes Kind, im Verscheiden noch Liebe athmend und mit dem letzten Seufzer noch den Namen des Geliebten verhauchend, da ging eine so tiefe Rührung durch das Haus, als ob hier wirkliches Herzeleid und wirklicher Tod sich abgespielt hätten. Eine kurze Pause gönnte sich das Publikum zur Fassung und dann brach ein donnerähnlicher Applaus von südlicher Gewalt aus.«

dass ich mich freuen würde, wenn Ihnen diese bescheidene Anerkennung einiges Vergnügen machen würde?

Ihr

Hugo Hofmannsthal.

[Mai/Juni 1892]

Freitag.

mein lieber Freund.

ich hatte bestimmt darauf gerechnet, mich persönlich von Ihnen zu verabschieden und Ihnen und Ihrer verehrten Mama nochmals zu sagen, wie aufrichtig es mich freut, dass eine zufällige und flüchtige Begegnung zwischen uns zu einem Verkehr geführt hat, mit dem für mich wenigstens nur die angenehmsten und sympathischsten Erinnerungen verknüpft sind. Ich hatte dabei nicht mit dem Umstand gerechnet, dass sich plötzlich in den letzten Wochen vor einer Prüfung<sup>6</sup> so viel zusammendrängt, dass man so unruhig und für alles andere so zerstreut und unlustig wird.

Wenigstens hoffe ich auf das bestmögliche, Sie während der Ferien irgendwo zu sehen und bin sicher, dass uns der nächste Winter sehr viel zusammenführen wird. Genehmigen Sie inzwischen meine besten Wünsche zur Prüfung mit der Versicherung meiner herzlichen und freundschaftlichen Ergebenheit.

Hugo Hofmannsthal.

Wien 5 VI 93

mein lieber Felix!

Ich fühle mich in dem ungesellschaftlichen Wien dieser Sommerwochen sehr wohl, arbeite oder lese die Vormittage und mache abends und bis in die lauen Nächte hinein mit Arthur Schnitzler und ein, zwei

<sup>6</sup> Die schriftliche Maturitätsprüfung legte Hofmannsthal am 15. Mai, die mündliche am 6. Juli 1892 ab.



anderen Freunden kleine Landpartien, die 2 fl 23 kr kosten und viel amüsanter sind als die meisten großen Soiréen. Bei Alfred Berger<sup>7</sup> war ich nach sehr langer Pause letzthin wieder einmal: eins war sehr komisch: er wollte mir durchaus nicht eingestehen, dass er den Autor der Burgtheaterbroschüre kenne, weil er glaubte, ich wüsste es nicht. Über Dich sprach er mit dem gewissen bestimmten, rücksichtslos offenen Ton den Du kennst, mit der lauten Ungeniertheit im Anerkennen und Verwerfen, die doch kaum gespielt sein kann: »ein lieber und gescheidter Mensch.« Du scheinst ihm *wirklich* einen besonders guten Eindruck gemacht zu haben. Es wäre recht gescheidt, wenn wir beide mehr und mehr unsern Verkehr auf wirklich wertvolle Menschen, die einem etwas geben, beschränkten und die Salonblattmanier dem Rudi Mittag<sup>8</sup> etc. überließen. Ich wenigstens werde nächsten Winter sehr wenig höflich und sehr vorsichtig in meiner Eintheilung sein. In der nächsten Zeit werde ich 4 oder 5 Tage in Oslawan<sup>9</sup> zubringen, 28. Juni beiläufig gehen wir also nach Gossensaß am Brenner.<sup>10</sup> Ich hoffe recht bald einen Brief von Dir mit guten Nachrichten über Dich und Deine liebe Mama.

Herzlich Dein

Hugo.

<sup>7</sup> Alfred Freiherr von Berger (1853–1912), Schriftsteller und Intendant. 1887 bis 90 war er »artistischer Sekretär« des Burgtheaters und 1894–99 außerordentlicher Professor für Ästhetik an der Wiener Universität. 1900 übernahm er die Leitung des neugegründeten Deutschen Schauspielhauses in Hamburg. 1910 bis 1912 war er Direktor des Wiener Burgtheaters. Schon seit seiner Immatrikulation an der Wiener Universität besuchte Hofmannsthal mit größtem Interesse Bergers Vorlesungen zur Ästhetik und Poetik (Brief vom 19.1.[1893] an Marie Herzfeld, in: BW Herzfeld, S. 35f.). Vgl. dazu auch Hofmannsthals Aufsätze »Über ein Buch von Alfred Berger«, in: Die Zeit IX. Nr. 110, 7. November 1896, S. 93 (jetzt in: GW RA I, S. 230–233); »Die Persönlichkeit Alfred von Bergers«, in: Neue Freie Presse, Sonntag, 25. August 1912, Nr. 17243, S. 10 (jetzt in: GW RA I, S. 432–433).

<sup>8</sup> Rudi Mittag Freiherr von Lenkheym (1873–1946), Diplomat. 1898 wurde er der Gesandtschaft in Belgrad zugeteilt. 1906 Gesandter in Athen. 1917 wurde er in das Ministerium des Kaiserlichen und Königlichen Hauses und des Äußern einberufen. Mitunterzeichner des Friedensvertrags von Brest-Litowsk.

<sup>9</sup> Kleine Stadt im Mähren, oberhalb des Flusses Oslawa, heute Oslavany in der Tschechischen Republik.

<sup>10</sup> Um die Jahrhundertwende vielbesuchter Kurort in Tirol, in dem u. a. Ibsen in den Jahren 1876 bis 1878, 1882 bis 1884 und 1889 seine Sommerferien verbrachte.

mein lieber Felix!

Vielen Dank für Deine lieben Zeilen. Ich bin ein bisschen zerstreut und will Dir nur mit groben Zügen meine unmittelbare Vergangenheit und meine Pläne erzählen. Die erste Hälfte Juli war ich sehr müd und nicht recht wohl, allmählich stellten sich Ruhe und Wohlbefinden ein; gearbeitet habe ich fast nichts, auch kein ius; ich lerne eigentlich immer erst, wenn die Noth drängt.

Am 1<sup>ten</sup> August treffen wir in Strobl ein, um den 10<sup>ten</sup> herum hoffe ich in Aussee zu sein. Meine Münchener Reise habe ich auf den September verschoben.<sup>11</sup> Dass Du in Schweden etwas Wirkliches, Lebendig-ergreifendes zu sehen und zu hören im Stande warst, ist ein auch bei wirklich interessanten Reisen nicht selbstverständliches Glück und freut mich recht sehr. Alles Schöne an Deine liebe Mama und Ludwig.<sup>12</sup>

Dein treuer Freund

Hugo.

[Juli 1893]

lieber Felix!

Ich wollte Dir guten Tag sagen und nachschauen, wie Du aussiehst. Hoffentlich gut. Mich triffst Du, falls Du Lust hast, sehr schwer, ich gehe nämlich so viel als möglich aufs Land, z. B. heute abend nach

<sup>11</sup> Hofmannsthal hatte mit Hermann Bahr vereinbart, Ende Juli nach München zu fahren (s. Brief an Bahr vom 1. Juli 1893, in: B I, S. 79; BW Beer-Hofmann, S. 22), um dort u. a. die »Internationale Kunstausstellung des Vereins bildender Künstler (Secession)« zu besuchen. Auf diese Reise freute er sich sehr und kündigte sie vielen Freunden an. Eine Änderung, die Hofmannsthal zunächst sehr verstimmt, trat ein, weil Bahr »unerwarteter Weise zur Waffenübung einberufen« wurde (Brief an Josephine von Wertheimstein vom 20. Juli 1893, in: »Briefe an, von und um Josephine von Wertheimstein«, ausgew. und erl. von Heinrich Gomperz, hrsg. von Robert A. Kann, Wien 1981, S. 443). Hofmannsthal fuhr dann nach dem 11. September mit seinen Eltern nach München und Nürnberg (BW Schnitzler, S. 46).

<sup>12</sup> Ludwlg Freiherr von Glaser (1875–1915) war Fechtkamerad Hofmannsthals. Die Familien Glaser und Oppenheimer waren befreundet.

Döbling (Wertheimstein),<sup>13</sup> morgen nach Mödling etc. Vielleicht könnten wir, wenn Du nichts gescheidteres vorhast uns einmal gegen 10 Uhr früh eine Stunde spazierenführen. Sans obligation! Schreib mir halt.

After all, möchte ich doch lieber gegen Ende September nach Kleinskal<sup>14</sup> kommen. Gründe mündlich.

Herzlichst Dein treuer

Hugo.

À propos oder nicht à propos: Wenn Du zufällig jemandem begegnest, der überflüssiges Geld hat und mit dem Du *sehr* intim bist, könntest Du eine Kleinigkeit für mich betteln; ich habe diese Mission für jemand übernommen dem es dringend schlecht geht, und werde in der Erfüllung dieser immer peinlichen Pflicht noch dadurch gestört, dass kein Mensch von meinen Bekannten mehr in Wien ist.<sup>15</sup>

Strobl 12 August. [1893]

mein lieber guter Felix

ich habe gar nichts von meinen Sachen mit, um Dir's schicken zu können, weder Prosa noch Verse, nur abgerissene, unverständliche Notizen. Und wenn ich auch etwas hätte, es würde Dir, glaub ich,

<sup>13</sup> Josephine von Wertheimstein, geb. Gomperz (1820–1894). Hofmannsthal hatte sie als 18-jähriger kennengelernt und war in ihrem Döblinger Haus häufig zu Gast.

<sup>14</sup> Das böhmische Gut Kleinskal war von Oppenheimers Großvater erworben worden.

<sup>15</sup> Die Ähnlichkeit dieses Briefes mit einem Brief an Josephine von Wertheimstein legt eine Datierung auf den Juli 1893 nahe. Hofmannsthal schrieb ihr am 6. Juli 1893: »Wie ich das letztmal nach Döbling kam, hatte ich die moralische Verpflichtung übernommen, Sie für jemand anzubetteln. Da mir aber solche Dinge ungeheuer peinlich sind und ich auch gar kein Geschick dazu habe, so habe ich darauf vergessen, wie kleine Kinder vergessen, eine schlechte Medizin zu nehmen. Jetzt werde ich aber durch einen Zufall daran erinnert, und da der Betreffende, ein junger rumänischer Student und Schriftsteller, wirklich ganz besonders begabt ist und schon einmal so anständig war, in aller Verschwiegenheit beinahe völlig zu verhungern, so bitte ich Sie wie einige andere gute Freunde, da er außer mir fast niemanden kennt, mir bei Gelegenheit eine kleine Kleinigkeit für ihn zu schenken.« (B I, S. 80f.) Der Name des rumänischen Studenten konnte nicht ermittelt werden.



sehr kalt und fremd vorkommen: es giebt keinen Dichter, der in Stunden der Sehnsucht oder der Angst oder der Müdigkeit ganz der richtige wäre. Dass ich an Deinem sehr vornehmen und sehr jungen Wesen und an Deinem nicht leichten Leben einen wahren Antheil nehme, weißt Du. Das wenige, was ich geben kann, die lebendige Liebe für die Wunderbarkeit des Lebens und die Verachtung oder eher Nichtachtung des Gemeinen, ist, wie alle Dinge der Seele, nur ein wertvolles Geschenk für den, der's ohnehin selber hat.

Ich erlebe jetzt selber innerlich zu viel, um schreiben zu können.

Französische Romane:

Maupassant *Mont-Oriol*, auch *Une vie*, auch *Fort comme la mort*, doch, après tout, drei wahre und wirkliche Bücher, ebenso

Flaubert *Trois contes*, und heute wie vor 100 Jahren: Prévost, Mannon Lescaut.

Bourget und eine Menge andere sind flach und fast verlogen. Summe: Goethe lesen ist gescheidter, Tolstoi interessanter und gar nichts gesünder.

Leb wohl.

Hugo.

Strobl 1 September 93.

mein lieber Felix!

Du hast vor etwa 3 Wochen die Güte gehabt, mich sehen zu wollen. Ich habe Dir damals sehr aufrichtig telegraphiert: »Pardon, sei nicht böse, aber lass mich in Ruh, ich interessiere mich für jemand« oder so etwas dergleichen. Jetzt erzählt man mir, Du hättest dieses Telegramm missverstanden, übelgenommen, oder so etwas. Das thäte mir gerade von Dir sehr leid. Soll ich Dich vielleicht künftig anlügen?

Also ich hoffe, Du bist nicht böse auf mich, weil ich Dich als Freund betrachtet und mit conventionellen Lügen verschont habe.

Ich komme dieser Tage nach Aussee und werde sehr wenige Menschen, Dich aber jedenfalls besuchen. Bitte entschuldige mich bei Deiner Mutter, wenn Du das für nothwendig hältst.

Ich drücke Dir herzlich die Hand.

Dein Hugo

Hugo von Hofmannsthal – Yella, Felix und Myna Oppenheimer 51

München, 17 IX 93.

mein lieber Felix!

Zu meiner großen Freude ist es mir möglich, ein paar Tage zwischen dem 26<sup>ten</sup> und dem 4<sup>ten</sup> October bei Dir zu verbringen. Da ich aber in Eisenbahndingen furchtbar unpractisch bin, so habe die große Güte, mir an meine *Wiener* Adresse genau anzugeben, wie Du selbst vor ein paar Tagen nach Kleinskal gefahren bist, mit welcher Bahn, wo umsteigen, bis wohin fahren etc.

Dann dürfte ich doch hinfinden. Ich freue mich sehr darauf. Den Tag der Ankunft telegraphiere ich Dir noch.

Mit Empfehlungen an Deinen Papa<sup>16</sup>

Yours sincerely

Hugo.

Wien 23 IX 93.

mein lieber Felix!

Der Brief aus Kleinskal von einer fremden Hand hat mich ein bisschen beunruhigt. Leider bewahrst Du über die Natur Deiner Verwundung (?) ein stoisches Stillschweigen... Ich hoffe nur zuversichtlich, dass Du nicht etwa unwohl und zum Besuchwerden gar nicht aufgelegt bist und es wäre mir äußerst peinlich, wenn Du aus einer zwischen uns höchst überflüssigen Höflichkeit meinen Besuch annehmen würdest, ohne ihn momentan wirklich zu wünschen. Übrigens weißt Du hoffentlich genau, dass ich bei Euch keine gesellschaftlichen Zerstreuungen, sondern nur Euch selbst und wirkliches Landleben suche. Also:

<sup>16</sup> Vgl. Abb. 10; Ludwig Freiherr von Oppenheimer (1843–1919), Großgrundbesitzer und Politiker. Studierte Staatswissenschaft an der Universität Leipzig. 1873–83 Abgeordneter des böhmischen Landtags, 1873–95 Abgeordneter des Wiener Reichsrats, zunächst für die Partei des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, später als Mitglied der »Vereinigten Linken«. 1895 wurde er als zweiter jüdischer Repräsentant (neben Julius Ritter von Gompertz) ins Herrenhaus berufen. Als Politiker beschäftigte er sich mit wirtschaftspolitischen Fragen und widmete sich umfänglich karitativen Aufgaben.

ich möchte Dienstag 26<sup>ten</sup> abends abreisen und bin, wenn Du mir nicht abtelegrafierst, Mittwoch früh in Kleinskal.<sup>17</sup>

Ich hoffe, ein paar sehr gemüthliche Tage mit Dir zu verbringen.

Herzlich

Dein Hugo.

P.S. Ich besitze keine Jagdkarte für Böhmen. Falls nun die Behörde (Bezirks-Hauptmannschaft etc) ziemlich weit von Euch ist, so hast Du vielleicht die Güte, mir eine behufs Zeitersparnis im voraus zu bestellen.

[1893]

lieber Felix!

Ich darf schon ausgehen, Prater ist aber auf die Dauer langweilig. Es wäre sehr nett, sobald Du nächstens einmal vorhast, Joseph<sup>18</sup> im Döblinger Garten zu besuchen, wenn Du mir tagsvorher auf einer pneumat. Karte die Stunde schriebest und mich dann entweder abholen kämest oder Dich von mir abholen ließest, dass wir zusammen hinausfahren. Wenn Dir das nicht passt, bin ich natürlich nicht böse.

Yours

Hugo.

<sup>17</sup> Zwischen dem 26. September und dem 4. Oktober hielt sich Hofmannsthal auf dem böhmischen Gut Kleinskal auf. Über diesen Aufenthalt schrieb er an Edgar Karg von Bebenburg am 10.10.1893: »Dann habe ich acht hübsche Tage auf der Fasanenjagd verbracht, auf einem böhmischen Gut, Kleinskal, bei Deinem, glaub ich, ehemaligen Schotenkollegen Felix Oppenheimer, dem Sohn des Abgeordneten. Es war ein hübsches leichtsinniges Leben mit tennis, mail-coach-fahren und afterdinner flirtations, eine Art Leben, das man mitmacht, wieder verläßt, nicht ganz entbehren möchte aber sicher nicht ewig führen.« (BW Karg Bebenburg, S. 36)

<sup>18</sup> Josef Löwenthal (1873–1940), später Ministerialbeamter. Mit ihm hatte Hofmannsthal auch eine Zeitlang korrespondiert. Eine interessante Charakteristik Löwenthals und auch Felix Oppenheimers gibt Hofmannsthal in einem Brief an Edgar Karg von Bebenburg vom 2. November 1894: »Von meinen näheren Bekannten dienen zwei mit mir, (am 4. November fortgesetzt) der eine, Joseph Löwenthal ist ein sehr fester, reflectierender und verlässlicher Mensch, der das ernste Bestreben hat, das Leben zu verstehen und ihm gerecht zu werden, der andere Felix Oppenheimer, den Du ja auch kennst, ist viel innerlich jünger und minder kräftig, eine liebe, allzu empfängliche und ein wenig kernlose Natur.« (BW Karg Bebenburg, S. 67)



Montagabend. [1893]

Lieber Felix!

Der Mensch denkt etc. Papa hat ohne mein Wissen eine Einladung für mich und ihn für morgen abend angenommen. Sei nicht böse, unterhalte Dich besser als Du es gethan hättest in der Gesellschaft Deines alten

Hugo.

Deinen Sitz bekommst Du Mittwoch.

Montag. [1893]

mein lieber Felix!

Ich komme so gern zu Dir persönlich, dass es gar nicht nothwendig ist, dass Du mir erst die Gesellschaft von andern Leuten versprichst. Aber heute wird es fürcht ich nicht gehen. Ich bin mit Leuten, die ich sehr gern sehe und die nur kurze Zeit in Wien bleiben, verabredet, den Abend zu verbringen, wahrscheinlich bei Ronacher.<sup>19</sup> Wenn ich mich trotzdem losmachen kann, komme ich natürlich.

Bitte grüße »die von unten«, Ludwig, Löwenthal und Chlumecky.<sup>20</sup>

Ich drücke Dir herzlich die Hand.

Hugo.

<sup>19</sup> Das Konzert- und Ballhaus Ronacher, ein Etablissement, das Theatersaal, Ballsaal, Hotel, Restaurant und Kaffeehaus vereinigte, wurde 1887/88 von den Architekten Ferdinand Fellner d. J. und Hermann Helmer für Anton Ronacher (1841–1892) an der Stelle eines Theiles des 1884 abgebrannten Stadttheaters errichtet.

<sup>20</sup> Leopold Freiherr von Chlumecky (1873–1940), Politiker und Journalist. 1898–1906 war er im Staatsdienst tätig. 1902 wurde er ins Handelsministerium berufen, wandte sich dann dem Journalismus zu und war zunächst Redakteur der »Österreichischen Rundschau«, ab 1906 deren Mitherausgeber. Seine politischen Beiträge befaßten sich hauptsächlich mit dem Verhältnis Österreich-Italien und der südslawischen Frage. 1906 erschien sein erstes Werk »Österreich-Ungarn und Italien. Das westbalkanische Problem und Italiens Kampf um die Vorherrschaft in der Adria«. 1918 nahm er die ungarische Staatsbürgerschaft an. 1938 ging er freiwillig nach Südamerika ins Exil.

Montag, [1893]

Mein lieber Felix!

Ich scheine also in dem schlechten Ruf zu stehen, manchmal Einladungen unter verschiedenen Vorwänden abzulehnen. Schön. Aber diesmal thust Du mir wirklich unrecht: erstens gehört das Haus Deiner Mutter zu den wenigen, die ich *immer* herzlich und aufrichtig gern besuche und zweitens war ich wirklich recht unwohl. Es war eine Lymphgefäßentzündung, eine Geschichte, die ich mir durch eine Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, mit den widerwärtigsten Schmerzen, an die ich mich überhaupt erinnern kann. Es ist übrigens so gut wie vorbei, ich hoffe Dich in den allernächsten Tagen besuchen zu können; nur muss ich eine Zeitlang sehr vorsichtig sein, darf also auch in kein Theater gehen.

Ich danke Dir herzlich für Deine Freundlichkeit; ich fühle überhaupt in der letzten Zeit mit Vergnügen, dass wir uns mehr zu sagen haben, als früher. Mit andern (Löwenthal..) gehts mir ähnlich, mit andern wieder umgekehrt; so kommt man mit der Zeit zu einer ganz hübschen Klarheit. Es wäre sehr nett, wenn wir wieder einmal allein miteinander soupieren würden, wie im Herbst. Aber zufällig, nicht gemacht.

Servus!

Dein Hugo.

Wien, 8<sup>ten</sup> Jänner [1894]

Mein lieber Felix

Dein Brief hat mir eine rechte Freude gemacht. Was die Leute schon wieder an mir wundert, kann ich mir im Augenblick gar nicht vorstellen. Ich glaub der ewige Anstoß ist, dass Menschen von meiner Art sich bestreben in dem allgemeinen sittlichen Tod oder Starrkrampf sich doch einigermaßen am Leben zu erhalten.

Eigentlich leb ich ja auch, wie alle Welt, von der Hand in den Mund: nur in einem kleinen Bogen.

Wenn Du Lust hast morgen oder einen andern Abend mich zu sehen, so schreib mir. Dann käm ich gern so von sechs bis 8 zu Dir.

Zu thuen hab ich vielerlei, aber nichts was unaufschiebbar wäre.

Ich erwart also Deine Antwort.

Herzlich Dein

Hugo.

[gedr. Briefkopf]

III Salesianergasse 12

Mittwoch 7. III. 94.

mein lieber Felix!

Ich habe mich entschlossen, von *jetzt* an einen Lehrer fürs ius zu nehmen, weil ich absolut mir nicht die letzten Wochen durch Nervosität verderben will.

Wenn es Dir nun recht wäre, möchte ich sehr gern mit Dir gemeinsam lernen. Es dürfte genügen, wenn der Correpetitor einmal in der Woche auf 2 Stunden kommt; weil er ja hauptsächlich nur überprüfen soll, was man allein gelernt hat.<sup>21</sup>

Ich schreibe Dir weiter unten alle Stunden auf, die mir recht wären; passt Dir eine davon, so such sie Dir aus und ich komme dann jedesmal zu Dir, was mir *gar* nichts macht, ja sogar angenehm ist, weil Deine Zimmer größer und die Lage Deiner Wohnung sehr bequem ist. Meine mir angenehmen Stunden wären: Dienstag, Donnerstag, Samstag zwischen 1 und 3, auch Montag, Mittwoch, Freitag zwischen 10 und 12. Eventuell könnte ich ja auch eine andere Stunde finden. Die Wahl des Lehrers ist mir natürlich ganz gleichgültig, übrigens decken sich ja meine Wünsche und Bedürfnisse völlig mit den Deinen.

<sup>21</sup> Hofmannsthal bereitete sich, ohne großes Interesse, auf das erste juristische Staatsexamen, das er am 13. Juli 1894 ablegte, vor: »Ich muß täglich 5–6 Stunden ius lernen, weil ich im Juli die Staatsprüfung mach' und dieses mechanische Büffeln erschlägt mir fast völlig die Regsamkeit des Denkens und Träumens.« (BW Karg Bebenburg, S. 45). Wie aus einem Brief an Leopold von Andrian (BW Andrian, S. 25) hervorgeht, suchte sich Hofmannsthal einen Korrepetitor. Ob er dabei, wie geplant, mit Oppenheimer zusammenarbeitete, ist nicht mehr zu ermitteln.



Es sollte mich freuen, wenn Dir mein Vorschlag angenehm wäre. Wenn nicht, sagst Du natürlich ungeniert »nein« aber bitte jedenfalls gleich zu antworten.

Dein alter Freund

Hugo.

Göding, 11.<sup>ten</sup> [Juli 1895]

mein guter Felix

ich bin jetzt auch auf dem Standpunkt angekommen, den ersten October herzlich herzuwünschen. Ich war schon sehr lang nicht so »low«, so ganz unfähig mit den Tagen etwas besseres anzufangen als sie im Kalender durchzustreichen. Das Physische muss wohl auch mitspielen, obwohl ja an meiner ganzen Krankheit nichts Ernstes ist und es mir momentan schon wieder ganz indifferent geht. Ich sage indifferent statt gut, weil ich eben so verstört und innerlich müd bin. Aber es ist doch ein großes Glück, wenn man eine Menge Sachen hat, an die man denken kann. Zwar ist auch mein Denken merkwürdig schattenhaft und es braucht immer einen inneren Ruck; ich verliere manchmal den Glauben, den inneren spontanen selbstverständlichen Glauben an die Realität meines Ich, an die Einheit von Vergangenheit und Gegenwart. Der Ruck ist dann nothwendig.

– 3 Stunden Pause: Fußexercieren, eine Schale Thee mit Bucher,<sup>22</sup> ein Lieutenant bittet mein Pferd reiten zu dürfen; auch gut, bleib ich abends allein zu Haus und kann weiter schreiben. Inzwischen kommt auch ein Brief von zu Haus. Du warst wieder umsonst bei mir! Das thut mir sehr leid. Aber wie kommt es überhaupt, dass Du noch in Wien bist? Bist Du unwohl? Schreib mir doch recht bald, d. h. wenn Du schreiben kannst, vielleicht wenigstens ein paar Zeilen. Aber schließlich lern ich doch hier, wo meine Welt mir fast völlig fehlt, etwas, etwas großes und ernstes was ich aber noch nicht recht erfassen und ausdrücken kann. Es bezieht sich auf das Verhältniß der Men-

<sup>22</sup> Regimentskamerad Hofmannsthals im k.u.k. Dragonerregiment 6. (Auskunft Oppenheimers in einem Brief an Heinrich Zimmer vom 1. September 1935. Heute im Nachlaß Rudolf Hirsch).

schen zueinander. Auch lern ich etwas besser als früher errathen, was ganz andere Menschen vom Leben wollen, und wie viele Dinge ihnen wieder gar nichts bedeuten, für sie gar nicht da sind. Ich glaube, man muss das, was man ist, sehr intensiv sein, sonst ist man es (vom absoluten, fordernden Standpunkt der Welt aus) gar nicht, zählt überhaupt nicht mit. Mit der Zeit werd ich das wahrscheinlich etwas besser ausdrücken können. Also grüß Dich Gott.

Dein Hugo

*Hofmannsthal an Yella Oppenheimer*

Göding, Montag. [15. Juli 1895]

liebe, verehrte Baronin

ich wäre sehr gerne in diesen schweren Tagen Ihnen und Felix nahe gewesen, jetzt aus der Ferne weiß ich kaum, was ich Ihnen sagen darf. Ich tröste mich einigermaßen in den Gedanken, dass die herzensgute, selbstlose Frau, die wir nun nicht mehr haben,<sup>23</sup> an jedem seltensten Gut nicht minder Antheil gehabt hat, als an den tiefsten Schmerzen des Lebens. Nur wenn diese doppelte Gabe edlen Menschen versagt worden ist, darf man mit Bitterkeit an ihr Leben denken. Mit Menschen wie die Frau von Wertheimstein innig verwachsen zu sein, Wesen wie die Alice<sup>24</sup> und Felix und die andern als Kinder der Kinder heranwachsen zu sehen, die Wirksamkeit seiner Güte in weiten Kreisen stark zu fühlen, gütig und harmlos wie ein Kind zahlreichen Menschen die ernstesten Wohlthaten erweisen zu dürfen, das ist, bei vielem schwerem Unglück, ein seltenes gesteigertes Dasein.

Ich wünsche innig, meine liebe Baronin, dass Sie Felix zulieb Ihrem großen Schmerz nicht zu sehr nachgeben werden: Sie haben Ihr Dasein ja so völlig auf ihn gestellt.

<sup>23</sup> Es handelt sich um den Tod von Yella Oppenheimers Mutter, Sophie Todesco, geb. Gomperz, die am 9. Juli 1895 starb.

<sup>24</sup> Alice de Worms (1865–1952), erste Tochter von Henry de Worms und Fanny von Todesco (Yella Oppenheimers Schwester).

Herzlich bitte ich Sie, an meine wahrhaft große Anhänglichkeit für Sie und Felix zu glauben.

Hofmannsthal

*Hofmannsthal an Felix Oppenheimer*

Göding, 26<sup>ten</sup> Juli. [1895]

Wir bewegen uns in dem ungeheueren Element des Lebens leicht und ahnungslos wie die Thiere am Meeresgrund unter dem ungeheuersten Druck der auf ihnen lastet. Von Zeit zu Zeit schauen wir mit einem Aug aus unsrer Person heraus, wie man für einen Augenblick unter der Maske herausschielte und erstarren über die hinter den Erscheinungen hervorathmende überwältigende Größe der Ideen. Diese Augenblicke darf man aber nicht zu oft hervorrufen wollen. Und zum Glück wirkt dem Wunderbaren von innen mit gleichem Druck das Wunderbare unsres Wesens entgegen und zwischen unsäglichen Ahnungen und kinderhafter Vergessenheit, gefangen und frei, kommen wir weiter.

Wie im Märchen die Frösche zu den Königen reden, dürfen wir auch zu allen reden, alle Elemente sind uns offen und wir sind Tod und Leben, sind Ahnen und Kinder, sind unsre Ahnen und unsre Kinder im eigentlichsten Sinn, ein Fleisch und Blut mit ihnen.<sup>25</sup> So kann nichts kommen, nichts gewesen sein, was nicht in uns wäre.

Darum ist auch unsre Jugend nicht eine Vorbereitung, eine kahle Wartezeit, sondern ist schon ein königliches Alter, eine Berufung zur Weisheit und zum tiefsten Glück.

<sup>25</sup> Über das Gefühl der Einheit von Ich und Welt heißt es ähnlich in einem Brief an Edgar Karg von Bebenburg vom 22. August 1895: »Ich kann mich ja nicht getrennt von allem Dasein fühlen und kein Element meines complexen Bewußtseins schweigt je völlig. Wie ich mich jetzt spüre, hier in diesem mährischen Dorf, in der vollen Augustsonne, beschränkt und reich, sehnsüchtig und zufrieden, feig und mutig, spür ich dann nicht zugleich Dich, alles was ich von Dir in mir trage, ja eine Ahnung von Stunden Deines Lebens, die ich nicht miterlebt habe, und spür ich nicht hunderte von Männern und Frauen in mir leise leben?« (BW Karg Bebenburg, S. 93)



Ich freu mich herzlich darauf, Dich zu sehen. Jetzt geh ich hier nicht mehr leer und verstimmt umher, sondern ungeduldig wie auf einem Bahnhof. – Falls Du den Joelson siehst,<sup>26</sup> bitte sag ihm, dass ich meinen Fuchs aus einigen Gründen schon im Herbst verkaufen möchte und da ich ihm für die Empfehlung dieses Pferdes herzlich dankbar bin, ihm (nämlich Bekannten von ihm) natürlich jede Priorität zustehen möchte, falls er ihn zufällig für jemanden haben möchte. Sonst verkauf ich ihn eben wem immer.

Herzlich Dein

Hugo.

Tlumacz, 19<sup>ten</sup> Mai 96.

mein lieber Felix

ich habe solange geschwiegen, weil ich nicht gewusst habe, in welcher Umgebung ich mir Dich denken soll, und das stört mich immer. Von mir ist nichts besonders zu sagen.

Was eine galizische Garnison ist, wirst Du kennen lernen. Tlumacz<sup>27</sup> soll eine der hässlichsten sein: dann bleibt für die besseren

<sup>26</sup> Robert Freiherr von Joelson (1869–1923), k.u.k. Rittmeister. Hofmannsthal erhielt 1894 unter ihm seine erste militärische Ausbildung und hatte seitdem ein freundschaftliches Verhältnis zu ihm.

<sup>27</sup> Hofmannsthal nahm vom 1.–28. Mai 1896 an einer Waffenübung im Regiment in Tlumacz (nahe der russischen Grenze) teil. Die Stimmung, die ihn noch vor der Waffenübung dazu geführt hatte, an Hans Schlesinger zu schreiben: »Im Mai habe ich Waffenübung bei diesem mir ganz fremden Ulanenregiment in Galizien. Ich bin sehr neugierig auf diese Menschen. Auch wenn sie ganz leer sind, so freue ich mich doch auf diese Veränderung [...]« (Zit. nach: Hirsch, S. 221), änderte sich schnell, und der Aufenthalt in Tlumacz wurde für ihn zu einer unerträglichen Zeit. Umgeben von Häßlichkeit, Schmutz und Elend flüchtete er sich in die Lektüre und sah trotzdem das Positive dieser Veränderung darin, daß er sich zurückziehen konnte, daß er in der Einsamkeit das sich-selbst-Finden erleben konnte. Durch einen engeren Kontakt mit der Realität veränderte sich seine Stellung zum Leben und zur Kunst: »Wir haben eine sonderbare, fast affectierte Stellung zu unserer Kunst. [...] Das Leben, das wir in Wien führen, ist nicht gut. Wenigstens sollte es unterbrochen werden, auch hie und da durch sehr unscheinbare Reisen, durch den Aufenthalt in kleinen unschönen Städten und am Land. Wir leben in geistiger Beziehung wie die Cocotten, die nur französischen Salat und Gefrorenes essen.« (BW Beer-Hofmann, S. 59)

noch immer genug trostlose Hässlichkeit über. Im Anfang war ich ein bisschen deprimiert. Auch das Gefühl der Gefangenschaft ist ja nicht angenehm. Die jüngeren Officiere sind gutmüthig, aber ziemlich wertlose Menschen; einige Rittmeister (von einem ganz anderen Schlag als man sie bei den westlichen Regimentern sieht) altösterreichisch, wirkliche alte Soldaten und Menschen, die sich ohne Verbitterung mit einem sehr bescheidenen Leben abgefunden haben.<sup>28</sup>

Wie einem aber das kalte Wasser warm macht, so hat die umgebende Öde und Hässlichkeit auch ein gutes: sie treibt alle Kraft und Freudigkeit auf die einsamen Stunden zurück. Ich habe es mir schnell eingerichtet, dass man es selbstverständlich findet, wenn ich 5 – 6 Stunden des Nachmittages allein sein will. Auch wohne ich nicht in der Caserne, sondern bei einem Juden. In dieser elenden stinkenden Kammer habe ich 10 schöne Bücher gelesen (Platon, Goethe, Pindar), dass doch kein Tag ohne irgend etwas Gutem [!] war.

Das schlimmste war eigentlich das Wetter: ich habe in diesen drei Wochen die Sonne und den Mond immer nur für halbe Stunden gesehen, als wenn ich in einem Keller gefangen wäre.

Ich hoffe, Du theilst Dir Deinen Sommer so ein, dass Dir die einzelnen Abschnitte schon im voraus Freude machen, wie der Plan zu einem schönen Garten mit Teichen und Alleen.

Vielleicht lässt Du mich das noch hierher wissen, denn ich fürchte, wir werden einander in Wien nicht mehr sehen.

Herzlich Dein Freund

Hugo.

Ähnlich schrieb er an Leopold von Andrian am 4. Mai 1896: »Alles was mich umgibt, ist häßlicher als Du denken kannst. Alles ist häßlich, elend und schmutzig, die Menschen, die Pferde, die Hunde, auch die Kinder. Ich bin sehr niedergeschlagen und ohne Mut. [...] Weißt Du, ich könnte ja manches Kleine ändern. Aber ich bin so unglaublich indolent. Ich begreife nicht, wie all diese Dinge eine solche Gewalt über mich haben können. Ich sitze stundenlang da und stehe nicht auf, um mir ein Buch zu holen. Ich bin zu träg oder was es ist, um ein Kölnerwasser in das stinkende Waschwasser zu schütten. Solche Zustände sind eigentlich ängstlich. Aber sie sind auch wieder ganz gut. Ich weiß nicht genau, wie ich Dir das sagen soll: sie erweitern den innern Sinn, sie bringen vieles wieder, was wie vergraben war. Ich glaube: das schöne Leben verarmt einen.« (BW Andrian, S. 63f.)

<sup>28</sup> Eine ähnliche Beschreibung der Offiziere findet sich in BW Andrian, S. 68.

Bad Fusch, 24<sup>ten</sup> Juni. [1897]

mein lieber Felix,

einiges, was ich wegen meiner Doctorarbeit<sup>29</sup> an den Bibliotheken zu thun hatte, hat mir die letzten 3, 4 Tage ganz weggenommen und so bin ich weggefahren, ohne Dir Adieu zu sagen.

In unsrem Alter ist es, glaub ich, ganz natürlich dass man für Monate, hie und da wohl auch für Jahre auseinanderkommt. Ich denke dass darunter eine Beziehung nicht zu leiden braucht: denn sie kann ja vorläufig nur auf einer halb instinctmäßigen gegenseitigen Achtung und Sympathie gegründet sein, und erst viel später, wenn ein wirklicher Besitz an Erfahrung und sicherer Gesinnung dem Weltwesen gegenüber da ist, kann an den Tag kommen, in wie weit einer für den andern sittlich existiert.

Dass in Dir alles, was mit dem physischen nahe zusammenhängt, im Lauf des letzten Jahres sicherer und besser geworden ist, freut mich herzlich, denn von den vielen Unabhängigkeiten die man sich nach und nach erwerben muss, um überhaupt etwas erfreuliches mit dem Leben anfangen zu können, ist die von seinem Körper die unentbehrlichste.

Ich habe keine Ahnung was Du für den schönen Sommer vor hast. Ich würde mich am meisten freuen zu hören, dass du Dich unter Deutschen oder Engländern aufhältst, nur nicht unter Wienern. Ich selber gehe allein und mit großer Freude schon gegen Anfang August nach Oberitalien, wahrscheinlich an den Varesese, nicht weit von Mailand.<sup>30</sup> Briefe schickst Du dann am besten an meine Wiener Adresse.

Wie immer,

Dein Hugo.

<sup>29</sup> Vom 22. Juni bis zum 7. August war Hofmannsthal in Bad Fusch, wo er an seiner Dissertation »Über den Sprachgebrauch bei den Dichtern der Pléjade«, mit der er im März 1898 promoviert wurde, arbeitete. An Clemens von Franckenstein schrieb er am 19. Juni 1897: »[...] ich werde mich hauptsächlich mit meiner Doctorarbeit abgeben, außer es verändert sich meine Stimmung sehr und ich kann vielleicht versuchen, Verse zu schreiben oder gar eine Geschichte, das wäre mir am liebsten.« (BW Clemens Franckenstein, S. 55).

<sup>30</sup> Am 8. August begann Hofmannsthal seine Radtour über Salzburg und Innsbruck nach Italien. Am 24. August traf er in Varese ein, wo er eine seiner produktivsten Zeiten erlebte. Die in drei Tagen niedergeschriebene »Frau im Fenster« und »Das kleine Welttheater« wurden beendet. Es entstanden der »Prolog« dazu sowie das Szenarium zum »Weißen Fächer« und Vorarbeiten zur »Hochzeit der Sobeide«.



Wien 15 X. [1897]

mein lieber Felix

da nun diese ganze Geschichte durch eine Reihe von unglücklichen Zufällen (auch noch andere) so verkehrt ausgegangen ist, so will ich Dich und mich nicht mit der Aufzählung der materiellen und fast unschätzbaren moralischen Vortheile kränken die nun dem Edgar<sup>31</sup> für die drei kommenden Jahre, eine schwerwiegende und an guten und schlechten Möglichkeiten reiche Lebenszeit, verloren gegangen sind.<sup>32</sup> Dass er selber jede Art von Klage, ja selbst ein ausgedehntes bedauerndes Nachdenken darüber vermeiden wird, das weiß ich, aber das ist ein sehr geringer Trost. Ich dank dir herzlich für die Art wie Du dich zu der ganzen Sache gestellt hast. Ich hab nie an einem Brief von Dir solche Freude gefunden, wie an diesem letzten. Den schlechten Inhalt hab ich ja schon vorausgewusst. Nach Deinem Wunsch werd ich nichts von dem erwähnen was du gethan hast, überhaupt hat es ja keinen Zweck nun noch viel über das Ganze zu reden.

Leb wohl, auf Wiedersehen.

Dein Hugo.

Wien, 13<sup>ten</sup> [1897]

mein lieber Felix!

auch ich habe nach unsrer letzten flüchtigen Begegnung in Aussee einigemal über unser gegenseitiges Verhältnis nachgedacht. Dass Du dann und wann meine Existenz als etwas für Dich Erfreuliches und Beruhigendes empfindest, ist alles was ich wünschen kann. Unter Menschen, zumindest von einem jungen Menschen zum andern, ist

<sup>31</sup> Edgar Karg von Bebenburg (1872–1905), k.u.k. Linienschiffsleutnant, Jugendfreund Hugo von Hofmannsthal. Beide hatten sich im August 1892 am Wolfgangsee kennengelernt. Zu seiner Beziehung zu Hofmannsthal vgl. BW Karg Bebenburg.

<sup>32</sup> »Jetzt für die nächsten Monate ist er [Edgar Karg von Bebenburg] an Bord SMS. Kerka, Stationsschiff in Teodo in Dalmatien, ein öder Dienst mit sehr vielen Nachtwachen. Sinnlose blöde Zufälle und Mißverständnisse haben seine Hoffnung, als Personaladjutant Spauns für 3 Jahre nach Wien zu kommen, im letzten Moment vereitelt, genug Gründe, ein bisschen zu ermüden.« (Hofmannsthal an Leopold von Andrian, 3. November 1897, in: BW Andrian, S. 95)

ein *directer* Einfluss etwas äußerst selten realisierbares. Aber es ist wohl unbedingt nöthig, dann und wann einen Menschen zu sehen, dessen Lebensführung Bestreben und Folge aufweist, dessen Handlungen Handlungen sind, aus eigenen wenn auch unreifen und manchmal wertlosen Beschlüssen hervorgehend, und nicht die freudlose Erfüllung schattenhafter Convenienzen. Ich halte das für das erste Stadium auf einem langen und schweren Weg, dem einzigen den es zu gehen sich ziemt, dem einzigen in dessen Verfolg es möglich ist, etwas zu erleben, und an dessen Ende die Möglichkeit liegt, das Gute zu thun. In meinem Alter handelt es sich um nicht viel anderes als einsehen zu lernen, von welchen Mächten das Leben der Menschen um uns her bestimmt wird, wie diese durcheinanderspielen und wie man, um ihnen gerecht zu werden, alle Subiectivität und alle Spielerei und Sucht, voreilig zu construieren, abstreifen muss. Wenn Dich ein Argument beruhigen kann, das nicht auf den Verstand sondern nur auf die Phantasie geht, so will ich Dir sagen, dass ich mich stetig und beträchtlich glücklicher geworden und glücklicher werdend fühle als je früher, stärker, ruhiger, reicher, berechtigter, ungefährdeter. Vielleicht schreibst Du mir nächstens wieder einiges. Wenn Du aber nicht aufgelegt bist, so macht mich Dein Schweigen nie irre.

Herzlich

Dein Hugo

12.II.98.

mein lieber Felix!

ich hab Dir vor ein paar Tagen nur mit ein paar Worten für Deine große mir sehr wertvolle Freundlichkeit gedankt. Ich weiß ganz gut genug, dass jeder von uns, ob er etwas mehr oder weniger hat, nicht ohne eine gewisse Überwindung auf einen Theil davon verzichtet und so nehme ich Dein Darlehen nicht an, ohne zu wissen, dass Du mir damit ein gewisses Opfer gebracht hast. Andererseits fass ich es auch nicht übertrieben schwer auf und gebe es zusammen mit dem meinigen mit Freude weiter, da ich weiß, dass es dem dritten für eine gewisse Zeit eine weit wichtigere Erleichterung und Verschönerung seines Lebens verschafft, als der Entgang für uns wichtig ist. Da ich Dich

nicht sehe, denk ich dass Du lernst. Ich thu eigentlich dasselbe, in einer recht guten Stimmung, obwohl es an sich nichts lustiges ist, das trockene Lernen nämlich.<sup>33</sup> Die Nachrichten von Hansl<sup>34</sup> machen mir wenig Freude –

Ich dank Dir nochmals schön und freu mich, Dich zu sehen.

Dein Hugo.

[gedr. Briefkopf]

Hôtel de la Ville

Lung'Arno Nuovo et Place Manin

Florence

Florenz 16<sup>ten</sup> [September 1898]

mein lieber Felix

es thut mir sehr leid zu bemerken, dass Du verletzt bist, weil Du – übrigens ohne meine Schuld – durch längere Zeit ohne einen Brief von mir geblieben bist. Ich habe Dir übrigens Ende Juli von Czortków<sup>35</sup> aus geschrieben und der Brief ist wohl wie einige andere, durch einen Factor verschleudert worden. Aber immerhin sollte doch keiner von uns dem andern etwas als Unfreundlichkeit auslegen, was immerhin Folge fortgesetzter Verstimmung oder einer gewissen Unfähigkeit sich mitzuthemen sein kann. Zudem trachte ich mit Vorsatz, hie und da eine gewisse Distanz von befreundeten Menschen zu gewinnen um Ihnen mit frischerem Blick und größerer Gerechtigkeit wieder entgegen-

<sup>33</sup> Da der Vater einen »äußerlichen Abschluß« seines Studiums wünschte (vgl. BW Bodenhausen, S. 10), arbeitete Hofmannsthal, wenn auch ohne Enthusiasmus, an seiner Dissertation. Am 23. Juni legte er sein Rigorosum im Hauptfach Romanische Philologie ab.

<sup>34</sup> Hannibal Karg von Bebenburg (1874–1940), Edgar Kargs jüngerer Bruder. In einem bisher unveröffentlichten Brief Hofmannsthal's an Hannibal Karg von Bebenburg vom 13. 2. 1898 bezieht er sich auf einen nicht erhaltenen Brief von Edgar Karg von Bebenburg, in dem dieser wahrscheinlich über den Gesundheitszustand seines Bruders berichtete. Hofmannsthal schrieb an Hannibal: »ißt Du denn ordentlich?? Der Edgar schreibt von einem Exudat in der Nähe der Milz, das durch Umschläge behoben werden wird, was ist das? Weiß der Arzt, woher Du's hast? Und hinderts Dich im Herumgehen?« (Deutsches Literaturarchiv Marbach a.N.)

<sup>35</sup> Hofmannsthal nahm vom 1.–28. Juli 1898 an einem Manöver in Czortków, Ostgalizien, teil.



zutreten, und mir wenn etwas zu besprechen zu rathen oder zu warnen ist, die Möglichkeit unabgenutzter Argumente zu bewahren. Ich war im July in Galizien, bin dann durch die südliche und westliche Schweiz<sup>36</sup> an den Luganersee gefahren, habe zuletzt hier eine sehr schöne Zeit verbracht – die frühere war minder gut – und gehe jetzt langsam und vielleicht mit einem Aufenthalt in Salzburg zurück.

Dein Hugo.

Wien, 4 IV. [1899]

mein lieber Felix

Dein Brief aus Paris hat mir sehr große Freude gemacht. Ich brauche Dir ja nicht erst zu sagen, mit welcher Theilnahme ich deiner Entwicklung folge, wie ich manche Dunkelheiten und Schwierigkeiten

<sup>36</sup> Hofmannsthal hatte sich mit Schnitzler am 11. 8. 1898 in Basel getroffen. Gemeinsam fuhren sie dann nach Biel und Neuchâtel am Genfer See. Schnitzler vermerkte am 17.8. in seinem Tagebuch: »Hugo in Montreux Abschied.« (Arthur Schnitzler, Tagebuch 1893–1902. Wien 1989, S. 291) Hofmannsthal fuhr dann allein nach Lugano weiter. Dort hoffte er, eine ähnlich produktive Zeit wie im Jahr zuvor zu erleben. An Andrian schrieb er am 23. 8.: »Ich bin mit dem Schnitzler von Basel an den Genfersee Rad gefahren, dann allein von Montreux nach Visp (mit der Bahn) war von dort in Zermatt und auf dem Gornegrat, hab dann von Brieg mein Rad auf den Simplon geschoben und bin heruntergefahren und sitze nun hier [Lugano] in der Gegend die ich eigentlich am liebsten habe (neben Niederösterreich, nur noch um den Reiz des Ungewohnten lieber) und bin merkwürdig deprimiert, fast unfähig zu denken und völlig unfähig zu arbeiten.« (BW Andrian, S. 114) Die ersten Wochen verliefen allerdings anders als erwartet. Die kreative und produktive Atmosphäre des Vorjahres stellte sich nicht wieder ein, gerade weil er das starke »Bedürfnis, eine Stimmung zur Arbeit zu finden« (B I, S. 256) hatte. »Manchmal erinnert mich eine Baumgruppe oder eine italienische Zeitung an die Zeit vor einem Jahr, an diesen inneren Reichtum, diese Freude über jedes Bild, diese innere Lebhaftigkeit bei jeder Zeitungsnotiz, und dann werd' ich natürlich noch niedergeschlagener.« (B I, S. 261). Die Erkenntnis der Ursachen dieses Zustandes löste schließlich das Problem. Am 24. August heißt es an Richard Beer-Hofmann: »[...] war so dumm, mir einzubilden, ich würde hier [Lugano] vom ersten Tag an arbeiten können, weil's voriges Jahr so ähnlich war. Natürlich, wirklich natürlich hats umgeschlagen in eine Stimmung, die mich keinen Satz eines fremden Buches, nicht den Anblick des Sees, nicht einen frischen Wind genießen läßt, stupid schleppe ich mich von Mahlzeit zu Mahlzeit [...]« (BW Beer-Hofmann, S. 85) und am gleichen Tag an die Eltern: »Das ganz Zuwidere meiner stupiden Stimmung hat nachgelassen, seit ich den Gedanken ans Arbeiten mir selber gegenüber zunächst weggeschoben habe.« (B I, S. 262f.)

darin, die vielleicht von andern, dir noch näher stehenden Menschen gar nicht verstanden werden können, recht wohl verstehe und wie gering ich sie schätze sobald ich annehmen zu dürfen glaube, dass Du einen Anhaltspunkt für Deine Thätigkeit und damit zugleich einen Stützpunkt für Deine Phantasie und Dein Gemüth gefunden hast.

Ich habe auch in den letzten Wochen sehr viel gelernt, durch die tausende kaum definierbarer, ineinandergreifender kleiner Erfahrungen, die sich aus der Wirkung meiner Theaterstücke auf die Schauspieler und auf die Zuschauer ergaben – ich meine aus dem theilweisen Eintreten und theilweisen Versagen der Wirkung;<sup>37</sup> aus dem abwechselnden Zusammenstimmen und abwechselnden sehr fühlbaren Auseinandertreten dieser Gedichte und des Theaters. Ich habe dabei gelernt in jener amorphen, nicht wiederzugebenden Weise, in der einem eben die Erfahrung etwas beibringt, und deren schließliche Bilanz doch eine erhöhte Lust zur Arbeit, ein erhöhtes Verlangen, auf die Menschen einzuwirken, aufweist. Andererseits haben sich in dem kleinen, seit Jahren fast gleichbleibenden Kreis der mir nahestehenden Menschen gerade in diesen letzten Wochen zwei sehr traurige, auch mich – den sie nicht unmittelbar betreffen – sehr niederdrückende Ereignisse zugetragen.<sup>38</sup> –

<sup>37</sup> Am 18.3.1899 fand die Uraufführung der Theaterstücke »Die Hochzeit der Sobiede« und »Der Abenteurer und die Sängerin« gleichzeitig in Berlin (Deutsches Theater) mit Kainz in der Rolle des Abenteurers und Wien (Burgtheater) statt. Hofmannsthal kam Anfang März nach Berlin, um den Proben seiner Stücke beizuwohnen, doch kehrte er nach Wien zur dortigen Premiere zurück. Am 20. März wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert (vgl. dazu BW Schnitzler, S. 119) und fuhr dann sofort nach Berlin zurück. Die Aufnahme der Theaterstücke in Berlin war negativ. Am 21. 3. [1899] schreibt er an seine Eltern: »Die Presse war sehr schlecht, die gestrige Sonntagsvorstellung war halbleer, und heute ist für absehbare Zeit die letzte Vorstellung. Brahm, der Euch vielmals grüßt, nimmt die Sache sehr heiter auf.« (B I, S. 279f.) und am 23.3. an Schnitzler: »Hier sind meine armen Stücke von einer beispiellos bösen Presse erschlagen worden und mußten nach dem dritten Mal abgesetzt werden.« (BW Schnitzler, S. 120). Das »theilweise Eintreten der Wirkung« kann sich also nicht auf die Kritik in der Presse beziehen, sondern stellt eher die wohlwollende Kritik einzelner Freunde dar: »Gerade den wertvollen Leuten, Hauptmann voran, haben die Stücke sehr gefallen und meine künstlerische Stellung ist natürlich durch so etwas absolut unberührt [...]« (B I, S. 280). Da ihm eher die »künstlerische« Meinung seiner Schriftsteller-Kollegen am Herzen lag, verwand er den Mißerfolg ziemlich leicht.

<sup>38</sup> Es handelt sich um den Tod von Schnitzlers Freundin Marie Reinhard am 18. 3. 1899 und um die Krankheit Dr. Emil Schlesingers, des Vaters von Gerty Schlesinger, der am 31. Mai 1899 an Kehlkopfkrebs starb.

Ich würde über Dein Leben und Deine Thätigkeit natürlich gerne mehr wissen, um wieder mehr darüber sagen zu können. London nimmt in meinem Vorstellungsleben einen ungeheueren Raum ein: mehr Fäden als mir aufzuzählen möglich wäre, laufen von dort aus und die wichtigsten Einflüsse für mein inneres Leben lassen sich mehr oder weniger auf englische Kunst, englische Weltanschauung und das intensive und weltumspannende Gegenwartsleben, das sich dort concentriert, zurückführen. Es ist mir wohlthuend dich unter alle dem zu wissen. Ich wünsche mir sehr, noch in meiner Jugend, hoffentlich noch in den nächsten Jahren, hinzukommen.

In den nächsten Tagen fahre ich für ein paar Wochen nach Florenz um dort – vielleicht – eine neue größere Arbeit anzufangen.<sup>39</sup>

Briefe, die mich sehr freuen werden, treffen mich über Wien.

Von Herzen Dein

Hugo.

Lass dich im Dortbleiben und in deiner Thätigkeit von niemand, auch nicht von den nächsten Menschen, irre machen!

*Felix Oppenheimer an Hofmannsthal*

[gedr. Briefkopf]

10, Clarges Street,  
Piccadilly, W. London

19. April 99.

Mein lieber Hugo,

Du hättest mir gar keine größere Freude machen können wie mit Deinem letzten Brief. Wenn's für mich neben der erhöhten Befriedigung, die ich aus meinem eigenen Leben ziehe, noch eines Zeichens bedürfte, dass ich auf dem rechten Wege bin, so wäre es die im Lauf der letzten Zeit noch vertiefte Beziehung zu den wenigen Menschen, die mir lieb und wirklich über alles wichtig sind. Und wenn ich auch

<sup>39</sup> Im April 1899 fuhr Hofmannsthal nach Florenz, um dort, wie er auch an Edgar Karg von Bebenburg schrieb, »eine größere Arbeit wenigstens anzufangen« (BW Karg Bebenburg, S. 139). Ob es sich dabei um »Das Bergwerk zu Falun« handelte, ist unsicher.



deutlich empfinde, dass ich mit Dir außer dem reinen und guten Willen nichts anderes gemein habe, weil Deine Kraft in allem so weit über meine geht, so hab ich doch nie, wenigstens nie, wo ich meiner und meiner eigenen Entwicklung sicher war, gezweifelt, dass unsere Beziehung dauern und dass sie je älter, desto besser und reicher werden wird. Ich hab Deiner, wie Du Dir denken kannst, diese ganze letzte Zeit über recht viel gedacht und sobald ich die Ausgabe Deiner Stücke<sup>40</sup> habe – ich rechne schon übermorgen darauf – nehme ich die ersten zwei ruhigen Stunden dafür und freu mich schon auf diesen Genuss – statt im Burgtheater freilich in einem ruhigen, gemüthlichen kleinen Zimmer.

London wird mir täglich lieber und vertrauter. Ich hab glaub ich, gut daran gethan, vom ersten Tage an einem eng begrenzten, aber präzisen Aktionsprogramm treu zu bleiben, das mich als eine Art Agenten der Wiener Jubiläumstiftung für Volkswohnungen bald in den äußersten Osten, bald in den Süden oder den Norden dieser Stadt führte und mich mit einer außerordentlich großen Zahl von Berufsmenschen in Berührung brachte, die mich über alles von mir erhoffte Maß hinaus gefördert haben. Nachdem ich da den größeren Theil der nöthigen Informationen beisammen hatte, bemühte ich mich, ein Bild von dem Funktionieren der privaten Wohltätigkeit zu kriegen, die hier seit langem organisiert ist und nach meinem Dafürhalten prächtig arbeitet. Ich bin noch mitten in diesen Bemühungen drinnen und wohne bald der Sitzung eines Distriktkomités bei, bald bin ich bei den Menschen, die geben und bald bei denen, denen geholfen werden soll. Es ist übrigens, glaub ich, gleichgiltig, was einer hier thut, wenn er nur irgendetwas ernst in Angriff nimmt. Man kommt ja von jeder einzelnen Erscheinung auf politischem oder sozialem Gebiet auf die wunderbaren Kräfte dieses Volkes, seinen praktischen Sinn und seine unvergleichlichen Energien, die das alles, was wir irgendwo bewundernd fertig sehen, haben wachsen lassen. Aber grade darum scheint mir's wertlos, irgendeine einzelne Institution oder auch einen Complex von solchen, mögen sie hier noch so organisch entwickelt und lebendig sein in die eigene Heimat zu übertragen. Wir würden dann auch auf

<sup>40</sup> Theater in Versen (Die Frau im Fenster, Die Hochzeit der Sobeide, Der Abenteurer und die Sängerin). Berlin 1899.

dem Gebiet sozialer Praxis so schief fahren, wie wir's auf politischem Gebiet mit dem Parlamentarismus und andere ohne Anlass von hier importierten Dingen thun. Mir scheint, dass soweit die praktische Anwendung auf unsere eigenen Dinge in Frage kommt, in Frankreich vielleicht mehr zu lernen ist als hier, weil trotz allen republikanischen Gezeters die dortigen Grundlagen des öffentlichen Lebens uns verwandter sind als die hierzulande. Aber ich, der ich nicht nur Formen der Heimat als Bereicherung bringen, sondern vor allem selber möglichst viel von der wunderbar kühnen Freiheit und Sicherheit dieser Menschen aufnehmen will, ich steh jeden Tag aufs neue erstaunt vor dem überwältigenden Maß sozialer Fürsorge, das sich auf der Grundlage starker und unabhängiger Einzelexistenzen und einer herrlich gefügten staatlichen Ordnung entfaltet. Und so erfreulich das Wirken der Leute im Großen hier ist, so zuverlässig und hilfsbereit sind sie in den persönlichen Beziehungen untereinander. Als ich vor 6 Wochen nach England kam, kannte ich buchstäblich keinen Menschen. Und heute kann ich Dir das für mich hier gewiß erfreuliche aber in Rücksicht auf mein ganzes, langes Wiener Leben doch ein bisschen beschämende Faktum sagen, dass ich – abgesehen von den allernächsten, von allen Lokalen unabhängigen und in sich unersetzbaren Beziehungen – sowohl was die Arbeit als was die Geselligkeit anlangt, in dieser kurzen Zeit mehr und bessere Menschen fand als innerhalb einer so viel längeren in der eigenen Stadt. Ich schieb das nur auf mich und nicht auf Wien und denk, nach meiner Rückkehr auch darin glücklicher zu sein.

Ich hätt Dir heute noch so viel zu erzählen und möchte Dir auch gern ein Wort über das mächtige religiöse Empfinden sagen, das die Großen wie die Geringsten hier durchdringt und auf die mannigfaltigste Weise wirksam wird. Dieses lebensfrohe und lebensvolle Arbeiten auf so vielen Gebieten ist zum großen Theil wirklich nichts anderes als eine in That umgesetzte Religion.

Mir thut's herzlich leid, von zwei traurigen Vorfällen im Kreise der Dir nahestehenden Menschen zu hören.<sup>41</sup> Ich weiß, wie wertvoll und sorgfältig gewählt Deine Beziehungen sind und darum bedauere ich warm jede Veränderung zum Schlimmen bei irgendeinem der Dir ver-

<sup>41</sup> Vgl. Anm. 38.

trauten Personen, wenn ich auch im einzelnen Fall nicht weiß, wer es ist und worum sich's handelt.

Und nun wirklich gute Nacht! Ich hab mir mit diesem Brief an Dich das letzte bisschen Verstimmung weggeschrieben, das mir mit einem leichten zweitägigen Unwohlsein angefliegen war. Bring uns was Schönes aus Italien mit, vor allem aber komme selber frisch und gesund. Schreib mir wieder irgendeinmal wenn Du ein paar Minuten frei hast. Deine Briefe sind mir sehr wert.

Dein alter Felix.

Wien, 15 Mai. [1899]

mein lieber Felix

es war mir eine große Freude, vor 8 Tagen, bei meiner Rückkehr aus Italien den lieben Brief vorzufinden, den du mir am 1<sup>ten</sup> Mai geschrieben hast. Du erwähnst darin einen früheren – auch diesen hab ich ja bekommen und ihn von Wien aus, etwa um den 5<sup>ten</sup> oder 7<sup>ten</sup> April herum beantwortet. Ich bleibe nun bis 20<sup>ten</sup> Juni in Wien, gehe dann zunächst mit meinen Eltern nach Marienbad,<sup>42</sup> später nach Salzburg, vielleicht auch für einige Tage nach Aussee.

Es freut mich herzlich zu hören, dass dir meine Theaterstücke oder – wie Du sie richtiger nennst – Gedichte beim Lesen einen guten und anregenden Eindruck gemacht haben.

Du kannst in denselben ja freilich nicht ein unmittelbares Abbild des Daseins oder deiner wirklichen inneren Beziehungen zum Dasein gefunden haben. Etwas derartiges den Menschen später einmal zu geben, ist vorläufig nur meine dringende, aber unsichere Hoffnung. Was dich in diesen vorliegenden unreifen Arbeiten erregt und ermutigt haben mag, wird wohl nur dies gewesen sein: von einem dir im realen Dasein verknüpften Menschen Gedanken und Bilder ausgesprochen zu hören, die sich auf weite Gebiete des inneren und äußeren

<sup>42</sup> Hier (25. Juni–23. Juli) schrieb er die ersten beiden Akte des »Bergwerks zu Falun«, und es entstanden Notizen zu den Akten III–V.



ren Lebens beziehen, worin ja immer eine gewisse Herrschaft ein gewisses Siegesgefühl sich ausspricht.

Dieser gute Eindruck, den wohl in allen drei Stücken zunächst die Einzelheiten hervorrufen – und darin liegt ja gerade die Schwäche und Unfertigkeit – wird sich wohl noch steigern wenn du öfters hie und da in ruhigen Stunden das Buch durchblätterst. – Ich verlange mir sehr, deine Mutter wieder einmal zu sehen und werde sie, falls sie in Wien ist, in diesen Tagen aufsuchen.

Bitte schreib mir bald wieder.

Dein Hugo.

Diese Woche hab ich einen freien Vormittg. benutzt um Deinen Fuchs zu reiten; er geht ausgezeichnet und befindet sich sehr wohl.

[1899/1900]

mein lieber Felix

ich hoffe dass du dich mit Professor Singer mündlich leicht einigen wirst und freue mich darauf, den Aufsatz in der »Zeit« zu sehen.<sup>43</sup>

Herzlich Dein

Hugo.

[1899 – 1900]

mein lieber Felix

ich hoffe Du glaubst nicht im Ernst, dass mich eine kleine Verzögerung ungeduldig macht in einer Sache, deren einziger Zweck doch nur ist, Dir einen bescheidenen geistigen Vortheil zu bieten.

<sup>43</sup> Isidor Singer (1857–1927), Nationalökonom, 1891 Professor für Statistik an der Wiener Universität. 1893–1896 bereiste er zu Studienzwecken die Vereinigten Staaten und gründete nach seiner Rückkehr mit Heinrich Kanner das Tagblatt »Die Zeit«, ein politisch-ökonomisch-literarisches Organ, das 1902 in eine in starker Opposition zur habsburgischen Regierung stehende Tageszeitung umgewandelt wurde.

Ich hoffe, dass Du dich von Tag zu Tag ein bisschen erholst und habe uns für Montag bei Dr. Redlich angesagt, was ja immer widerrufen werden kann.<sup>44</sup>

Dein Hugo.

[Anfang Februar 1900]<sup>45</sup>

mein lieber Felix

ich sag dir herzlich Adieu und schreibe dir meine Pariser Adresse

192 boulevard Haussmann<sup>46</sup>

und die von Dr Joseph Redlich, der sich sehr lebhaft darauf freut, mit dir über Euer gemeinsames Arbeitsgebiet zu sprechen.<sup>47</sup>

<sup>44</sup> Josef Redlich (1869–1936), Jurist und Politiker, 1907 bis 1918 Reichsratsabgeordneter, war einer der angesehensten Parlamentarier. Während des Ersten Weltkrieges entfernte er sich von seiner deutsch-nationalen Haltung und wurde engagierter Pazifist. Er fand mit wissenschaftlichen Arbeiten über den englischen Parlamentarismus Anerkennung. Vom 27.10. bis zum 11.11.1918 fungierte er als Finanzminister im Kabinett Lammasch. 1926 bis 1934 war er Professor für vergleichendes Staats- und Verwaltungsrecht an der Harvard University in Cambridge (Mass.). 1931 war er für wenige Monate Finanzminister im Kabinett Buresch. Hofmannsthal hatte ihn schon im Jahre 1892 kennengelernt, doch wurde ihre Bekanntschaft erst nach 1900 tiefer; vgl. dazu BW Redlich.

<sup>45</sup> Zur Datierung: Das fehlende Datum des Briefes ergibt sich aus einem Brief vom 10. 2. [1900] an Harry Graf Kessler: »Ich gehe heute abend für 2 oder 3 Monate nach Paris. [...] Ich werde in Paris in einer Art Studentenwohnung untergebracht sein: 192 boulevard Haussmann.« (BW Kessler, S. 21). Der Brief an Oppenheimer dürfte also kurz vor dem 10. Februar zu datieren sein.

<sup>46</sup> Am 10. Februar 1900 fuhr Hofmannsthal nach Paris. Auf der Hinreise hielt er sich in München auf, wo er Rudolf Alexander Schröder und Alfred Heymel, »die beiden jungen Eigentümer der ›Insel‹« (B I, S. 299), kennenlernte. Am 13. fuhr er nach Paris weiter, wo er bis zum 2. Mai blieb. Der Pariser Aufenthalt war für ihn sehr wichtig. Durch die Vermittlung seiner Freunde Georg von Franckenstein und Hans Schlesinger wurde »sehr schnell die Verbindung einerseits mit der sogenannten großen Welt, anderseits mit einem gewissen Künstlerkreis hergestellt« (Brief an Hermann Bahr vom 24. März 1900, in: B I, S. 299). Er lernte hier u. a. Maeterlinck, Rodin, Meier-Graefe kennen. Danach reiste er über Brighton, London, Belgien, Köln und München nach Wien zurück, wo er etwa am 20. Mai wieder eintraf.

<sup>47</sup> Oppenheimers wie auch Redlichs gemeinsames Interesse galt dem englischen Parlamentarismus und der englischen Verwaltung. Vgl. dazu einige Werke Redlichs wie z.B. »Englische Lokalverwaltung« (1901) und »Recht und Technik des Englischen Parlamentarismus« (1905) und einige Aufsätze Oppenheimers wie z.B. »Die staatliche Altersversor-

Maximilianplatz 12, II Stock.

Von Herzen Dein

Hugo.

P.S. Ich glaube, dass Poldy<sup>48</sup> zu zurückhaltend sein dürfte, dich an Dein gütiges Anerbieten zu erinnern, ihn Deinem Herrn Vater vorzustellen und so gelegentlich ein Zusammentreffen mit Hofrath Mittag<sup>49</sup> anzubahnen. Ich erwähne es nur weil ich weiß, dass es ihm sehr wertvoll wäre.

[gedr. Briefkopf]

Hôtel zu den vier Jahreszeiten

München]

Samstag 19 Mai [1900]

mein lieber Felix

Dein langer Brief vor einigen Wochen bereitete mir eine große Freude, dadurch schon vor allem, dass Du es bei dir selbst für wünschenswerth fandest mir in eine wichtige dein Dasein tief aufregende Entschließung einen vertraulichen Einblick vor den meisten andern Menschen zu gewähren. Dafür danke ich dir von Herzen: denn das ist das Schönste, was in einer Beziehung wie die unsere gegeben und empfangen werden kann. Den schwankenden Zustand, aus dem der Brief geschrieben war, der Streit zwischen Glücksverlangen und Strenge gegen sich selbst, zwischen Zweifel an der eigenen Zuverlässigkeit und innigem Wunsch aus allem Wertvollen des Daseins eine Art Einheit zu bilden, das alles konnte ich sehr innig und lebhaft mitempfinden, vielleicht inniger und lebhafter als Du vermuthen kannst.

gung in England« (in: Österreichische Rundschau XVII, 2, 15. Oktober 1908, S. 97–102) und den berühmten Aufsatz »Deutschland und England« (in: Österreichische Rundschau XX, 4, 15. August 1909, S. 195–207).

<sup>48</sup> Leopold von Andrian (1875–1951), Diplomat, Schriftsteller. 1918 Generalintendant der beiden Hoftheater in Wien. Hofmannsthal hatte ihn im Herbst 1893 im Hause Oskar Walzels kennengelernt. Zu seiner persönlichen Beziehung zu Hofmannsthal vgl. BW. Andrian.

<sup>49</sup> Siehe Anm. 8.

74 Briefwechsel Teil I: 1891 – 1905



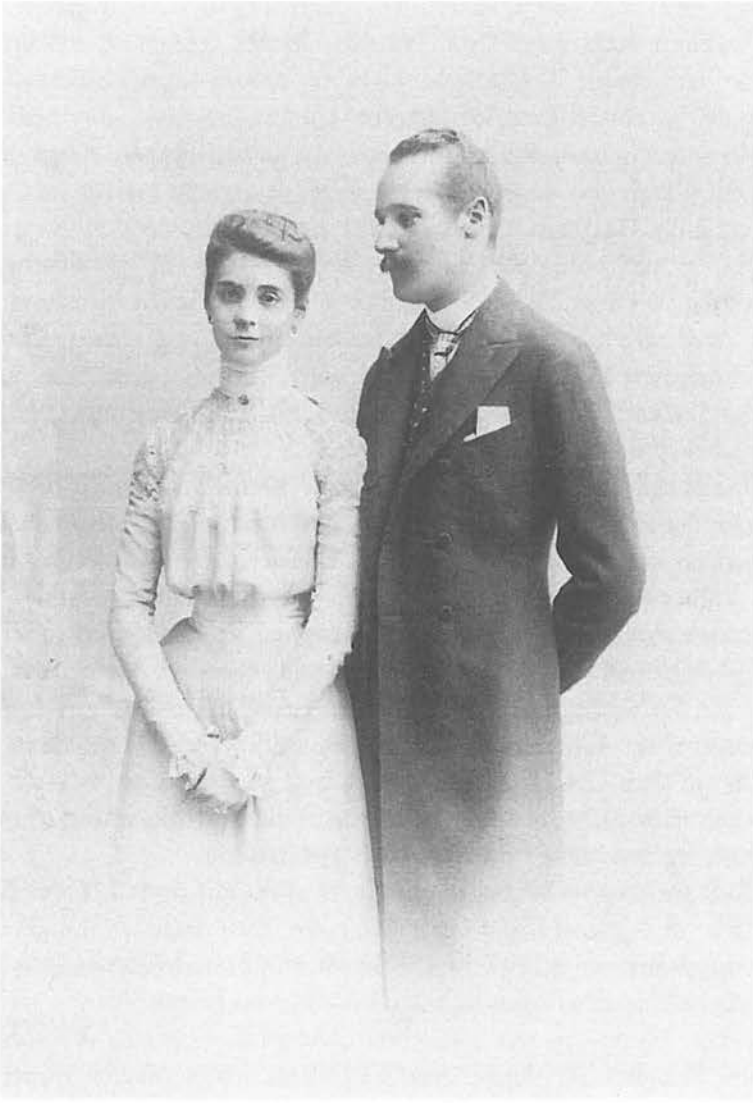


Abb. 15: Felix und Mysa Oppenheimer. Photo Adele, Wien (Privatbesitz)

Dass dem allen die wirkliche Entschließung in kurzem folgen würde, war mir nicht zweifelhaft. Nun da sie also erfolgt ist, möchte ich meine aufrichtige Theilnahme nicht in einem vagen Glückwunsch sondern in einem ganz bestimmten ebenso ernstlich überlegten als herzlich durchempfundenen Wunsch zusammendrängen: möge es dir, deinem Glück und deinem Willen, möge es deinem ganzen nun in einer schönen Realisierung seine Kräfte zusammenfassenden Wesen gelingen, in ein völlig neu anbrechendes Dasein alle erworbene Erkenntnis, Anhänglichkeit, Duldsamkeit und Ehrfurcht hinüberzunehmen, und also nichts von Verworrenheit, nichts von kleinen und disharmonischen Erinnerungen, nichts von Grübeleien, nichts von Selbstquälerei: dieses alles bleibe, wie es denn nur zum Gemeinen gehört, in wesenlosem Schein hinter dir nun liegen.

Das ist mir ein überaus freundliches Vorzeichen, dass ich diejenige, welche deine Frau werden soll,<sup>50</sup> seit vielen Jahren immerfort in einer flüchtigen und doch sehr hübschen Weise in der Erinnerung trage. Als halberwachsenes Mädel,<sup>51</sup> durch die merkwürdige stille Vornehmheit ihres Blicks und ihrer Haltung, ist sie mir irgendwo lebhaft aufgefallen und seither hab ich mich, wie es meine Art ist, mit sehr wenigen Begegnungen begnügt, aber nie ganz aufgehört, mich hie und da nach ihrer Existenz zu erkundigen und wenn ich sie dann und wann auf dem Land und in der Stadt begegnet habe, so habe ich eine mir innerlich nicht so wenig Bekannte in ihr begrüßt, während sie gewiss einem fast völlig Fremden dabei gedankt hat.

Dass aus diesem Schönen und Guten nicht ein Zerfall deiner Beziehung zu dem guten Edgar entstehen solle, dazu hoffe ich innigst nicht nur durch meinen energischen Wunsch, sondern vielleicht auch durch Worte beitragen zu können, sobald du mir das gestattest.

Indem ich nun so mit herzlichem Antheil diese große Wendung in deiner Existenz überdenke, tritt die Gestalt deiner Mutter immer lebhafter vor mich, eine Frau für die ich ein ganz persönliches Gefühl der innigsten Verehrung habe, das auszudrücken ich mich beinahe scheue. Möge sie an Dir immer mehr und mehr Freude empfinden

<sup>50</sup> Felix Oppenheimer heiratete am 23. Juni 1900 Marie Alexandrine Henriette de Ville Gräfin von Demblin (Graz, 6.7.1876 – Serra/Lerici, 3.7.1969).

<sup>51</sup> Hofmannsthal hatte schon im August 1894 durch Edgar Karg von Bebenburg die Familie Demblin kennengelernt.

und möge deine Frau in ihr etwas finden, was das Leben ihr vielleicht bis jetzt nicht gezeigt hat.

Ich bin, lieber Felix, Dein Freund

Hugo.

[Mai/Juni 1900]

Edgar wird sich herzlich freuen, wenn Du ihn besuchst. Er liegt auf der Klinik von Gussenbauer<sup>52</sup>, Allgemeines Krankenhaus I Hof, links, Politzer Stiege I Stock, II Saal. Man kann ihn täglich 1–3/4 4 besuchen.

Natürlich freue ich mich sehr, Montag 2<sup>h</sup> mit Euch zu frühstücken.

Dein Hugo.

Stanislau, den 28 VIII. [1900]

mein lieber Felix

es freut mich aufs Tiefste, dass du zu deinem Leben das schöne glückliche Verhältnis gewonnen hast, welches dein Brief ausspricht, und dass Du mir einen bescheidenen Antheil an deinem Glück zu nehmen gestatten willst.

Ich gehe übermorgen mit einem Stabszug zu den Kaisermanövern.<sup>53</sup> Nachher werde ich über Wien für wenige Herbstwochen nach Italien gehen, vielleicht an den Garda-see.<sup>54</sup> Den Winter werde ich ziemlich

<sup>52</sup> Carl Gussenbauer (1842–1903), Chirurg, 1867 Dr. med., 1868 Schüler und Assistent Theodor Billroths in der II. Chirurgischen Universitätsklinik in Wien. 1875 Berufung als Professor der Chirurgie in Lüttich. 1894 kam er als Nachfolger Billroths nach Wien.

<sup>53</sup> Hofmannsthal nahm an einer Waffenübung zunächst im Regiment, dann bei der 30. Infanterie-Truppen-Division (Stanislau bzw. Manöverterrain bei Tasló) teil. Eine Beschreibung dieser Zeit findet sich in den Briefen an die Eltern (B I, S. 314–318).

<sup>54</sup> Hofmannsthal fuhr zusammen mit Gerty und deren Mutter Ende September 1900 nach Italien. Am 23. 9. traf er in Riva ein, wo er bis zum 29. September blieb. Vom 3. bis zum 12. Oktober war er in Ouchy bei Lausanne. Am 5. Oktober 1900 schrieb er an Andrian aus Ouchy: »Wir haben eine sehr schöne kleine Reise gemacht: vom Gardasee über



ruhig in Wien verbringen und die Freude haben, sowohl Dich öfter zu sehen, als auch die beiden Frauen, die dir zunächst stehen und von denen ich der einen die innigste Verehrung entgegenbringe und der andern meine wahre und aufrichtige Ergebenheit, mit Hilfe der Umstände, allmählich zu erweisen hoffe.

Von Edgars neuen Sorgen bin ich nicht unterrichtet. Ich selber habe, unter uns, die schwere Sorge, dass er nie wieder zum völlig freien Gebrauch seines Fußes kommen wird.<sup>55</sup>

Ich weiß, dass ich Deine Mutter nicht zu bitten brauche, ihm Ihre Theilnahme, vor allem die unendlich liebe persönliche Form Ihrer Antheilnahme jetzt weniger als je zu entziehen.

Von Herzen Dein

Hugo.

Freitag.[1900]

mein lieber Felix

ich erwähne doch noch einmal die Geldgeschichte, weil es mir sehr angenehm wäre wenn Du mir helfen könntest, weil Du aber anderseits gar keine gêne zu haben brauchst, da es sich ja nicht um mich unmittelbar handelt. Es sind nur für den betreffenden Menschen 400 fl nöthig. Nun kann ich neben den kleinen Abzügen die zwei andern wichtigern Fälle ohnehin von meinem Monatsgeld machen, in der ganzen nächsten Zeit nicht mehr als 200 entbehren. Wenn Du mir die andern 200 also, etwa in 2 Raten leihen könntest, so wäre es mir wohl sehr lieb. Nur könnte ich bei meinen zuvor geordneten aber ziemlich beschränkten Verhältnissen mich zur Zurückzahlung für keinen früheren Termin als etwa in einem Jahre völlig bestimmt verpflichten.

Brescia nach Mailand, von da über Pallanza und über den Simplon hierher, wo wir nun seit drei Tagen sind [...].« (BW Andrian, S. 145).

<sup>55</sup> In dem Brief Karg von Bebenburgs vom 5.8.1900 heißt es: »Mit meinem Bein steht es nicht gut; ich bin auf und kann langsam u. hinkend gehen; doch zeigt sich im Biegen seit 2 Wochen kein Fortschritt.« (BW Karg Bebenburg, S. 165) Hofmannsthals Befürchtungen bestätigte Edgar Karg von Bebenburg in einem Brief an ihn später selbst: »Mein Fuß wird nie gut gehen.« (BW Karg Bebenburg, S. 166)

Bitte thu, was Du kannst und willst. Auf jeden Fall aber möcht ich Dich nächstens wenn's Dir recht ist, wieder einmal sehen.

Von Kargs weiß ich nichts neues.

Dein Hugo.

[1900]

mein lieber Felix

ich danke dir von Herzen für deinen lieben Brief und auch für die Geldsumme – selbstverständlich hatte ich nicht im geringsten eine Höhere erwartet – sonst wäre das Ganze meinerseits ja eine hässliche Belästigung gewesen, da ich mir doch gut denken kann dass, wie einmal die traurigen Verhältnisse um uns liegen, ohnehin ein starker Theil deines Einkommens fix an andere Menschen abgeht.

Leb wohl und sage deiner Frau das Herzlichste von uns beiden.

Dein Hugo.

4 IV. [1901]

Mein lieber Felix

von ganzem Herzen freu ich mich mit Dir und bitte dich, deiner Frau meinen innigen Glückwunsch auszurichten.

Ich dank Dir herzlich, dass Du so lieb warst, mich das gleich wissen zu lassen.

Ich denke mit wirklich sehr großer Freude an Deine Freude, an Dich, Deine Mutter und Deine Frau, und an das kleine Wesen, dem ich so viel Gutes wünsche.<sup>56</sup>

Dein aufrichtiger

Hugo.

<sup>56</sup> Oppenheimers erster Sohn Hermann Felix wurde am 4. April 1901 in Wien geboren; er starb am 6. Mai 1977 in Salzburg.



Abb. 16: Myna und Felix Oppenheimer mit ihrem ersten Sohn Hermann. 1901.  
(Privatbesitz)



[5. März 1902]

mein lieber Felix

wenn dir aus meinem Brief dieser traurige Bettelbrief entgegenfällt, so sei nicht verletzt. Ich muss dir ein bisschen vorkommen wie die Bettler, die sich zum Wagen stellen, wenn man von der Hochzeit nachhaus fährt. Du hast heut einen so schönen Tag, einen der mehr bedeutet als der Hochzeitstag, kommt mir vor, der dir deine Frau aufs neue wiedergiebt und ein neues liebes, unerschöpfliches Wesen dazu.<sup>57</sup>

Ich hätte auch so etwas sonderbares *nie* gethan, wenn der Zufall nicht so sonderbar auf dich hingewiesen hätte. Ich sitze abends allein in meinem Zimmer, und lege gerade das Briefpapier hin um dir zu schreiben, dass ich an dich und deine liebe gute Frau denke, und mich mit Euch freue.

Und in diesem Augenblick bringt das Mädel diesen unsäglich traurigen Brief herein, aus der Ferne, aus einer Stadt, deren Name wir kaum je gehört haben – und es sind Eltern, die an einen wildfremden Menschen schreiben, um ihr Kind vor dem Zugrundegehen zu retten!

Es ist vielleicht geschmacklos dass ich, der ich diesen Contrast so stark gefühlt habe, dir jetzt diesen Brief weiterschicke, statt einfach den Leuten so viel zu schicken, als ich kann. Ich thue es auch gar nicht in der Meinung, geschmackvoll zu sein, sondern nur, damit die *kleine* Summe die ich hergeben kann, durch deine Güte ein bisschen größer wird. Es ist mir manchmal recht drückend, dass ich zuweilen in einem schlechteren Jahr recht wenig Geld verdiene und so viele Existenzen in so furchtbarer Nähe sehe, denen ich helfen muss – ich will dich nicht damit enervieren. Im Augenblick wie ich neulich mit dem Goethevortrag<sup>58</sup> zu Ende war, hat sich hinter den Zuhörern ein

<sup>57</sup> Oppenheimers Tochter Marie Gabrielle, wurde am 5.3.1902 geboren; sie starb am 24. 5. 1940 in San Remo.

<sup>58</sup> Hofmannsthal war vom Wiener Goethe-Verein eingeladen worden. Wie aus seinem Brief an den Freiherrn Payer von Thurn hervorgeht, hatte er zunächst gedacht, über die »Natürliche Tochter« oder »über Goethes dramatischen Stil in der natürlichen Tochter« zu sprechen (B II, S. 64). Unter letzterem wurde sein Vortrag in einer Mitteilung des Wiener Goethe-Vereins am 15.2.1902 angekündigt. (Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. XVI, Wien 15. Februar 1902, Nr. 1– 2). Der Vortrag wurde am 19. Februar im Vortrags-Saal des Wissenschaftlichen Clubs gehalten. Allerdings hatte Hofmannsthal ihn geändert: »Das ursprünglich angegebene Vortragsthema wurde einigermaßen überschritten« (B II, S. 64). Er sprach über Goethes dramatischen Stil in »Iphigenie«, »Torquato Tasso« und der

elender Mensch, der seit langem langsam zugrund geht, an mich herangedrängt. Ich hab ihm die Hälfte von dem versprochen, was ich für den Vortrag bekommen werde. Jetzt wieder die!

Leb wohl.

Freu dich an Deiner Frau und den Kindern.

Dein Hugo

(Bitte schick den Pfandschein und das Bild recomm. an mich zurück.)

24 IX. [1902]

mein lieber Felix

ich bin ganz außerordentlich abgespannt, nur deshalb hab ich deinen so lieben Brief über Edgar nicht beantwortet. Ich war über diesen Brief außerordentlich froh – nämlich insofern als eine Situation die mich aufs äußerste beunruhigte dadurch wenigstens soweit in der Hand von Menschen liegt, abgeschnitten und die mögliche Hinfristung – und gewonnene Jahre eines schönen, warmen Menschenlebens sind so viel! – wieder sofort gesichert war. Was du dabei gethan hast, auch in dem so gar nicht leicht zu nehmenden materiellen Punkt – dafür bin ich dir äußerst dankbar, du wirst das Wort nicht missverstehen, es nicht als eine Einmischung in deine eigene herzliche Beziehung zu Edgar ansehen: aber du schützeest doch dadurch auch mich vor Sorgen, Schmerzen, mühsamen und vielleicht minder ausgiebigen Actionen: wo also wäre das Wort Dankbarkeit besser am Platze?

Ich habe in Paris nie in einem Hôtel gewohnt: aber viele meiner näheren Freunde, mein Schwager etc. Von vielen habe ich das Hôtel d'*Albe* (gar nicht weit von den champs Élysées) sehr loben gehört und es ist bestimmt relativ *billig*. Nicht sehr theuer ist auch – und immerhin eines von den ersteren – Hôtel Chatham in der rue Daunon, sehr central, paar Schritte von der avenue de l'Opéra.

Ich wünsche Euch viel Freude von Eurer Reise.

Herzlich

Dein Hugo

»Natürlichen Tochter«. Siehe dazu Hofmannsthals Wiener Goethe-Vortrag 1902, in: HB, 5, 1970, S. 391f.

Sonntag. [September 1902]

Mein lieber Felix

leider ist es mir, dadurch dass meine Mutter nicht ganz wohl war, neulich nicht möglich gewesen, von dir und deiner lieben Frau Abschied nehmen zu können. Jetzt bin ich etwas gehetzt, es drängen sich Schreibereien, Entscheidungen etc. zusammen, ich will alles vor meiner Abreise aus dem Kopf haben, sehne mich sehr nach Rom und der Möglichkeit endlich einen meiner dram. Entwürfe zu ende zu bringen.<sup>59</sup>

Ich bleibe nicht so gar lange aus, etwa 8 Wochen,<sup>60</sup> und freue mich sehr, dich und deine Frau dann wiederzusehen.

Leb wohl.

Alles herzliche von uns beiden.

Dein Hugo.

Deiner Frau Mutter lass ich nochmals die Hände küssen. An Edgar ist die Antwort übermittelt und er ist, bei anscheinend guter Stimmung, froh über unsere Zustimmung zu seinen Plänen.

<sup>59</sup> Hofmannsthal arbeitete an »Das Leben ein Traum« und »Elektra«.

<sup>60</sup> An Ria Schmulow-Claassen hatte er am 12. August geschrieben: »Ich will den Winter, d. h. Oktober bis Dezember, ganz allein nach Rom gehen, und getraue mir's gar nicht einzugestehen, wie viel ich davon erhoffe, vielleicht wieder vergebens.« (BW Schmulow-Claassen, S. 103) Ähnlich an Stefan George: »Ich will den Oktober und November in Rom verbringen. Eine starke innere Gewißheit sagt mir, daß es mir dort gelingen wird, den mir nächsten meiner dramatischen Entwürfe auszuführen.« (BW George [1953] S. 168) Der Aufenthalt in Rom dauerte aber kürzer als geplant, denn eine neue dramatische Arbeit (»Das gerettete Venedig«) drängte ihn nach Venedig. An Schnitzler schrieb er am 23. Oktober aus Rom: »Ich bin die ersten 14 Tage hier in einer sinnlosen Depression und Hilflosigkeit herumgelaufen. Plötzlich am morgen des 15ten hab ich gefühlt daß etwas in mir da ist. Und zwar nicht »Das Leben ein Traum«, nicht die Elektra, sondern ein anderer Stoff den ich mir einmal flüchtig zurechtgelegt hatte, gleichfalls nach einem ältern Vorbild« (BW Schnitzler, S. 162). Über die plötzliche Entscheidung, Rom zu verlassen, schrieb er an die Eltern: »Die Sache hat mehrere Gründe, unter denen der gewichtigste dieser, dass mein Stück in Venedig spielt«. (Deutsches Literaturarchiv Marbach a.N.; B II, S. 97) Wegen einer Operation seiner Mutter kehrte er nach Wien zurück, von wo er am 2. November wieder nach Venedig fuhr (GW RA III, S. 453f.).



Rodaun 20. II. [1903]

lieber Felix, die beiliegende von Edgar so klar und übersichtlich vorge-tragene Sache noch umzuschreiben, ist kein Anlass. Die Sache ist für ihn von der äußersten Wichtigkeit und wie ich hoffe, kann Sie [!] deinem Herrn Vater, dessen Güte in Anspruch genommen werden soll, deshalb keine argen Ungelegenheiten machen – eine gewisse nicht genug zu dankende Mühe macht ja so etwas immer – weil er Spaun<sup>61</sup> nur an ein bereits gegebenes Versprechen zu erinnern hat, dessen Erfüllung gar nichts Aussergewöhnliches oder Auffallendes hat, wie du aus dem beiliegenden Brief siehst: Es ist fast das tourliche, normale für einen Schiffsleutnant, einmal nach Wien zu kommen.

Alles Herzliche Dir und Mysa<sup>62</sup> von uns beiden.

Hugo.

[Ende Februar 1903]

mein lieber Felix

es wäre doch zu lustig und gemütlich, sich mitten im wildesten Deutschland zu treffen. Und ich glaube es wird sehr schön gehen.

Ich treffe den 7<sup>ten</sup> abends in Cassel ein, bleibe dort 2 Tage, ohne Vorlesung nur wegen der Bildergalerie und Schloss Wilhelmshöhe.<sup>63</sup>

<sup>61</sup> Hermann Freiherr von Spaun (1833–1919), Kommandant der S.M.S. Saida, Chef der Marine-Sektion im Reichskriegsministerium. Der Brief bezieht sich auf den Brief Karg von Bebenburgs an Hofmannsthal vom 9.2.1903: »Ich finde, daß es jetzt an der Zeit ist, über mich mit Br. Spaun zu reden u. ich schreibe dies lieber Dir, weil ich weiß Du gibst das besser weiter als der Felix. [...]. Wenn also der Vater Oppenheimer mir diesen großen Dienst erweisen will u. mit Spaun noch so steht, daß er dabei auf mehr als einen Höflichkeitserfolg rechnen kann, soll er so gut sein ihn besuchen u. ihm etwa folgendes sagen: Lieber Baron Spaun, Sie haben mir einmal vor ein paar Jahren in Aussicht gestellt, daß Sie den Karg wenn er Schiffsleutnant ist nach Wien nehmen wollen. Da dieser junge Mann in diesem Frühjahr (etwa Mai) den Artillerie Curs, in dem er seit Oktober 1901 bestimmt war, beendet, ergibt sich die Möglichkeit einer neuen Dienstesverwendung [!]; könnte dieselbe nicht in Wien sein?« (BW Karg Bebenburg, S. 195f.)

<sup>62</sup> Oppenheimers Frau; vgl. Anm. 50.

<sup>63</sup> Hofmannsthal war vom Vorstand der »Literarhistorischen Gesellschaft Bonn« um einen Vortrag gebeten worden und hatte vorgeschlagen, auch benachbarte Städte einzube-

Wie schön wäre es, wenn Ihr den gleichen Tag ankämet oder den nächsten Morgen. Man würde »König von Preußen« wohnen und sich so viel oder so wenig sehen als man Lust hat.<sup>64</sup> Den 9<sup>ten</sup> abends fahre ich nach Cöln, wo ich Monopol-hôtel vier Tage wohne. Von dort fahre ich den 10<sup>ten</sup> sehr gern zum Frühstück zu Frau v. Wätjen.<sup>65</sup> (35 Minuten ist Köln-Düsseldorf) Und Ihr würdet in Düsseldorf wohnen! Also

1.) sei so lieb – wenn du auch über Wien schreiben musst – Frau v. W. zu schreiben dass ich mit *großer* Freude am 10<sup>ten</sup> zum Frühstück kommen werde, sie möge nur die Güte haben, mir 2 Tage vorher nach Cassel König v. Preussen oder Tags vorher nach Cöln Monopol Hôtel die *Stunde* zu schreiben.

2.) Von dir hoffe ich eine, hoffentlich das rendez-vous in Cassel verkündende Zeile zu finden am 3. 4<sup>ten</sup> in Dresden, Europ. Hof. oder am 5.6. in Leipzig Hôtel Hauffe.

Herzlich Dein

Hugo

ziehen, denn »[d]as angebotene Honorar pflegt ganz anständig zu sein, 200–300 Mark, aber wenn man dafür die weite Reise machen soll, bleibt einem nichts.« (BW Bodenhausen, S. 24). Eine genaue Beschreibung der Reise findet sich in einem Brief Hofmannsthals an Bodenhausen vom 1.2.1903: »Ich fahre also Anfang März: Wien – Breslau »Vortrag«, Dresden (Bildergalerie) – Leipzig (Vortrag 6<sup>ter</sup> März) – Cassel (Bildergalerie) – Düsseldorf (jemand besuchen) – Köln (Vortrag 11<sup>ter</sup> März) – Aachen (Vortrag 12<sup>ter</sup>) – Bonn (Vortrag 14<sup>ter</sup>) – von dort wollte ich nach Heidelberg Sie zu sehen, dann über Würzburg (Tiepolo) zurück nach Wien.« (BW Bodenhausen, S. 25) Ähnlich schrieb er an Marie Herzfeld am 23. 2. 1903, in: BW Herzfeld, S. 47.

<sup>64</sup> Wie aus dem Brief an die Eltern vom 8.3.1904 (Deutsches Literaturarchiv Marbach a.N.) ersichtlich ist, kamen Felix und Mysa Oppenheimer am 8. März in Kassel an und fuhren am nächsten Tag zusammen mit Hofmannsthal zur Wilhelmshöhe.

<sup>65</sup> Klara Antonie Bautier, die Frau des königlichen Geheimregierungsrates Hermann Nikolaus von Wätjen (1851–1911).

Hugo von Hofmannsthal – Yella, Felix und Mysa Oppenheimer 85

[gedr. Briefkopf]  
Sendig's Hotel Europaeischer Hof.  
Dresden- A., d.

4<sup>ten</sup> [März 1903]

mein lieber Felix

in Kürze danke ich dir für deine zwei lieben Briefe. Edgar hab ich verständigt. Hoffentlich geht es nur wirklich gut aus!

Frau von W. musste ich absagen, da es mir die Reise unangenehm compliciert wenn ich in Düsseldorf übernachten müsste. Ich hoffe du denkst nicht, dass es unfreundlich von mir war, aber wenn man jemand 4 Tage (10, 11, 12, 13.) zur Verfügung stellt, muss er einen ja nicht gerade für den Abend vorher einladen.

Natürlich würde ich es sehr nett und lustig finden, Euch in Cassel zu treffen, aber dass deine Frau reist, wenn sie nicht ganz wohl, oder abgespannt ist, das ist die Sache natürlich nicht werth. Ich bin den 7<sup>ten</sup> abends in Cassel, und werde mich jedenfalls sehr freuen, ein Lebenszeichen von Euch zu finden.

Von Herzen Dein

Hugo.

[Handschriftlicher Zusatz fremder Hand:]  
betrifft: Austritt aus dem Staatsdienst

Rodaun 19 VIII. [1903]

mein lieber Felix

die Ernennung Edgars nach Wien<sup>66</sup> giebt mir einen lieben Anlass, mich zu erinnern, wie viel von dieser Freude ich Dir und vor allem Deinem Herrn Vater verdanke.

Ich möchte Dir bei diesem Anlass sagen, was mich bei unserem letzten Zusammensein etwas verletzt hat, weil es vielleicht besser ist, so etwas auszusprechen. »Verletzt« ist übrigens schon ein zu großes

<sup>66</sup> Hofmannsthal schrieb am 19.8.1903 an Edgar Karg von Bebenburg über dessen Versetzung nach Wien: »Lese eben im Abendblatt Deine Bestimmung für Wien. Freue mich von ganzem Herzen. Es ist so schön wenn ein Wunsch in Erfüllung geht.« (BW Karg Bebenburg, S. 205).



Wort, es war eine ganz kleine unangenehme Empfindung. Sie entstand daraus, dass ich Dir sehr deutlich anmerkte, dass du es mit Unmuth aufgenommen hast – ich meine innerlich, nicht etwa dass du gegen mich im geringsten unfreundlich gewesen wärest – dass deine Mutter mit mir von deinen Zukunftsplänen gesprochen hat. Nun will ich dir darüber ein Wort sagen, aber bitte antworte mir nicht darauf, es bedarf über diese Sache keines Wortes, sondern wenn du Lust hast, mir gelegentlich zu schreiben, so thu es, aber *davon* kein Wort, weil es die winzig kleine Sache sonst schwerer macht als sie ist.

Die Sache ist die: wir sind alte Freunde und du hast mir öfter die Freude gemacht, mit mir Angelegenheiten die dir wichtig sind, durchzusprechen, so wie es andere meiner Freunde auch thuen. Zufällig habe ich dann in den letzten Jahren das Glück gehabt, Deiner guten Mutter näher zu kommen und auch diese Beziehung hat einen Charakter angenommen, den Deine Mutter mit unendlich viel Güte und Herablassung als den einer Freundschaft bezeichnet. Nun ist das Leben in seiner Überfülle an erregenden, auch an bedrückenden Erscheinungen reich genug, um fast könnte man sagen unzähligen Beziehungen, die einen Menschen mit vielen andern verknüpfen können, den intensivsten Inhalt zu geben, ohne dass die Fäden sich je zu verwirren oder auch nur zu kreuzen brauchen. So wird, in meinen Gesprächen mit Deiner Mutter, Deine Gestalt nicht öfter vorzukommen brauchen als die eines andern halbwegs nahestehenden Menschen, und umgekehrt ebenso.

Wenn ich über diese eine Angelegenheit, in diesem einzigen Fall mit deiner Mutter spontan zu sprechen angefangen habe und zwar schon in Wien, *vor* meiner Reise, circa am 8 – 10<sup>ten</sup> Juni – nämlich über deine Pläne, die Gestaltung deines äußeren Lebens betreffend<sup>67</sup> – so geschah das auf einen Brief hin in welchem Du mir (circa Ende Mai) ankündigst, dass du mich in Aussee von etwas einschneidendem, dich betreffendem, unterhalten willst. Das machte mir einen starken Eindruck und, unruhig, gewissermaßen bestrebt mir einen Überblick, mir Material zum Verständnis der Situation zu schaffen, fing ich in Wien an, deine Mutter vag – so dass es ihr keinen Anhaltspunkt zu

<sup>67</sup> Vermutlich der Austritt aus dem Staatsdienst, wie handschriftlich mit Bleistift im Briefkopf vermerkt.

geben brauchte, wenn sie ihn nicht schon hatte – nach deinem geistigen Befinden etc. zu fragen, und daran anknüpfend nahm sie mich dann, erregt wie sie leider war, in Aussee auf die Seite. Mir kam aber vor, dass Du in diesem Moment es überflüssig fandest, mich auch noch in diese schwere Entscheidung verstrickt zu sehen. Gewiss war ich in dem Moment wo ich dir ja weder rathen noch sonst dienen konnte, überflüssig, aber nicht deine Mutter hatte mich hineingezo-gen, auch ich nicht mich selber, sondern mich dein erster Brief, den du vielleicht vergessen hattest.

Ich bitte dich, lieber Felix, zu glauben, dass ich meine Freunde gleich gerne habe, wenn sie meine sehr wenig wertvollen Rathschläge einholen als wenn sie sie nicht einholen, gleich gerne wenn sie in be-drängen, als wenn sie in freien leichten Situationen sind.

Küsse deiner so sehr lieben Frau für mich die Hand und sei herzlichst begrüßt von Deinem

Hugo.

PS. Ich gehe den 25<sup>ten</sup> für wenige Tage an den Weimarischen Hof,<sup>68</sup> sonst sind wir immer hier.

<sup>68</sup> Schon im Februar 1903 hatte ihm Harry Graf Kessler geschrieben, die Erbgroßher-zogin von Sachsen möchte im Sommer im Garten ihres »Schlösschens Belvedere« eine oder zwei Aufführungen von Dilettanten aus der Hofgesellschaft spielen lassen. Kessler hatte daher an den »Tod des Tizian« gedacht (BW Kessler, S. 43). Hofmannsthal war allerdings von dieser Idee nicht sehr angetan. (BW Kessler, S. 47) Die Aufführung fand aus verschie-denen Gründen nicht statt, und Hofmannsthal las am 29. 8. am Hof die »Idylle« und ande-re Gedichte vor. Am 30. August schrieb er an die Eltern: »Das gestrige Diner bei der Erbgroßherzogin in Belvedere war außerordentlich gemütlich. Es waren nur 12 Personen [...]. Nach dem Essen hab ich in einem kleinen Salon mit reizendem gewölbtem und ge-maltem Plafond die »Idylle« und ein paar Gedichte vorgelesen, was natürlich entzückend war und für die meisten Anwesenden den schönsten Abend ihres Lebens bedeutete« (SW III, Dramen I, S. 422). Auf Kesslers Bitte, einen Vortrag zu halten, antwortete ihm Hof-mannsthal: »Ich bin in den letzten 14 Tagen in meiner Stimmung, und was noch schlim-mer ist, in meinem so sehr von Stimmung abhängigen physischen Befinden so herabge-kommen, daß ich leider, leider nicht nach abgeschlossener Arbeit (ich meine die Bearbei-tung der »Elektra«) zu Ihnen komme, sondern weil ich einer unerträglichen qualvollen Stockung durch diese Reise zu entziehen hoffe. Ich bin im Augenblick so deprimiert, daß ich mich auf Sie und Weimar auch nicht freuen kann, denn auch dazu gehört ein bischen Phantasie. Aber ich bin ganz sicher, daß ich sehr glücklich sein werde, bei Ihnen zu sein, mache mir darüber einstweilen gar keine Vorstellungen, sondern packe und komme.« (BW Kessler, S. 53).

1.VII. [1904]

mein lieber Felix

ich hoffe dieser Brief trifft dich und deine liebe Frau in einer doch guten Stimmung. Denn es ist doch eine Last von Euch gefallen, eine unbestimmte Drohung erloschen.<sup>69</sup>

Ich bin in einem so müden, elenden Zustand wie seit vielen Jahren nicht, vielleicht noch nie.

Nun schreibt mir Joelson<sup>70</sup> plötzlich, da mein Regiment nicht in seinem Corps, kann er mir gar nicht helfen.<sup>71</sup> Ich muss es also mit jemand anderem versuchen.

Wenn es mir gelänge – ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich freuen würde, ein paar Wochen ruhig in Aussee zu verbringen: ich sehne mich so nach der Gegend, nach dem Geruch der Wiesen, nach jedem Baum, unbeschreiblich. Ich wollte nur etwas sagen: falls das also zustande kommt, dass wir eine Zeit bei deiner guten Mutter verbringen, so hat es ja unendlich viel schönes, für uns nur Schönes und Angenehmes außer dem Gefühl, sie doch vielleicht mehr zu belasten als sie selbst weiß. Aber Dir wollte ich sagen: falls Ihr 2 während dieser Zeit fortwollt, dass Du dich daran nur um Gotteswillen nicht durch eine gêne uns gegenüber hindern lässt. Im Gegentheil, wenn Ihr fort wolltet oder müsset, so wäre es mir ein nettes Gefühl es Euch leichter gemacht zu haben, dadurch dass wir bei deiner Mutter sind.

Viel Schönes.

Dein Hugo

Du hast wegen der Edgar-Sache an Poldy geschrieben, nicht wahr? Ich meine Poldy Andrian.

<sup>69</sup> Handschriftlicher Zusatz mit Bleistift von Mysa Oppenheimer: »betrifft meine fausse couche«. Am 19. Juni 1904 hatte Mysa einen Jungen auf die Welt gebracht, der rund zwei Stunden nach seiner Geburt starb. Er erhielt in einer Nottaufe den Namen Franziskus und wurde am 21. Juni 1904 auf dem Friedhof von Bad Aussee begraben.

<sup>70</sup> Vgl. Anm. 26.

<sup>71</sup> Es handelt sich um den Aufschub eines Instruktionskurses, der in Olmütz stattfinden sollte. Der Aufschub wurde bewilligt, und Hofmannsthal war den ganzen November 1904 bei der Waffenübung in Olmütz.



mein lieber,

bitte mach mir die Freude und gib mir eine kurze Nachricht, wie es deiner Frau und dir geht.

Ich hab mich hier unglaublich erholt. Es geht mir unglaublich gut. Ich kann zehn Stunden des Tages arbeiten, und könnte, glaub ich, auch 16 Stunden. Und was mich an Einfällen überschwemmt, reicht wirklich für ein halbes Leben voraus.

Man weiß nur nie: hat man eine so überströmend glückliche Zeit schon im voraus mit schlimmen finstern Monaten bezahlt, und ist man jetzt quitt, oder ist's nachher noch zu bezahlen. Jetzt ists jedenfalls sehr schön.<sup>72</sup>

Bitte schreib also, wie's mit Euch steht.

Und noch eines, bitte thu mir den großen Gefallen, aber nur mit Schlagworten auf einer Karte, brauchst keinen Brief schreiben.

<sup>72</sup> In der zweiten Julihälfte war Hofmannsthal in Bad Fusch, wo er eine glückliche, produktive Zeit erlebte, wie aus vielen Briefen dieser Tage hervorgeht. An Schnitzler schrieb er: »hier bin ich wirklich wie unter dem ersten Anhauch der Luft gesund geworden, und von einem innern Reichtum, daß ich manchmal, gegen Abend, auf eine steile Berglehne hinaufklettern muß, nur um das Blut vom Kopf abzuleiten und den unaufhörlichen Zudrang von Gedanken, Bildern, Situationen, abzuleiten. [...] Das »gerettete Venedig« hab ich heute abgeschlossen. [...] Indessen sind aber, wie leuchtende Wolkeninseln hinter den Bergen hervor andere Stoffe gestiegen, [...]: das »Leben ein Traum« [...], »Pentheus« [...]; »Orest in Delphi« [...].« (BW Schnitzler, S. 191) Ähnlich an Felix Salten am 21. 8. 1904: »Ich hatte in der Fusch 17 Tage, an die ich noch lange denken werde: so berauschende, innere Fülle in der völligen Einsamkeit. Ich mußte wirklich den Schwarm von Gestalten, der sich zudrängte, mit beiden Händen vom Blut weghalten, das sie trinken wollten, und mich mit aller Gewalt dazu haben, die nötigen Umarbeitungen an dem alten Trauerspiel zu machen, [...].« (B II, S. 158) Und an Bodenhausen am gleichen Tag: »Vor drei Wochen hatte ich eine unglaubliche Zeit, saß ganz allein in einem Gebirgsnest, und konnte die Fülle der Gestalten, die immerfort und immerfort auftauchten kaum ertragen – an den Abenden kletterte ich in der Gluth der tiefstehenden Sonne steile Berglehnen empor, nur um das Blut vom überfüllten Kopf wegzuleiten in die Glieder, und irgendwie ohne Gesichte und Gestalten zu sein.« (BW Bodenhausen, S. 46f.)

Ich bat die Poldy Franckenstein<sup>73</sup> um Rath und Hilfe in einer mir recht dringenden Sache. (wegen eines tuberculosen armen kleinen Mädels.) Ist sie nicht dort? Hat sie den Brief bekommen? wird sie mir antworten?

Von Herzen Dein Freund

Hugo.

[gedr. Briefkopf]  
Grand Hotel de l'Europe  
G. Jung Salzburg,

Samstag  
[30. Juli 1904]<sup>74</sup>

lieber Felix

da ich keine absagende Depesche von dir bekomme, so komme ich morgen gegen späteren Nachmittag oder Abend mit dem Rad dort an, Gerty Montag.

Bitte bleib nur nicht etwa meinetwegen zu Haus, vielleicht komme ich erst gegen 8 Uhr, und überhaupt darf schon von Anfang an meine Existenz die deine nicht stören.

Herzlich Dein

Hugo

<sup>73</sup> Leopoldine von Franckenstein (1874–1918), Schwester von Clemens und Georg von Franckenstein; verheiratet mit dem österreichischen Generalkonsul und Rittmeister der Reserve Hermann Graf von Passavant (1872–1958).

<sup>74</sup> Das fehlende Datum ergibt sich aus dem Brief Hofmannsthals an Richard Beer-Hofmann vom 28.7.1904 [Donnerstag]: »P.S. Ich bin morgen Freitag mittag in Salzburg Hotel Europe wo ich auch den Bahr treffe der nach Bayreuth durchfährt. Ich denke in Salzburg bis Sonntag früh zu bleiben. Dann mit Rad oder Localbahn nach Ischl zu fahren, Sonntag abends in Aussee zu sein.« (BW Beer-Hofmann, S. 123)

[gedr. Briefkopf]  
Hôtel de l'Europe Venise  
sur le Grand Canal  
Venise, le 190[4]

Hotel Europe 23 IX.[1904]<sup>75</sup>

mein lieber Freund

dein Brief ist wirklich zu freundlich, weil zu hoch schlägst du das an, was unsere Gespräche dir an Anregung und Aufheiterung geben können – ich hoffe nur dass das Leben dir immer mehr und mehr von seinen überreichen Kraftquellen erschließen wird, es versagt sie nie dem der an sich hart und ehrlich arbeitet.

Wir denken der freundlichen Augusttage hundertmal.<sup>76</sup> Deine liebe Frau muss Gerty nachsichtig entschuldigen. Zehnmal wollte sie an sie schreiben, aber schreiben ist ihr etwas unglaublich schweres. Hier malt sie und freut sich daran, hätte noch mehr Freude wenn das Wetter freundlicher wäre. So denke ich fast, wir gehen bald zurück. Es ist daher Rodaun immer die sicherste Adresse. Über den Termin der Berliner Aufführung ist in der fleißigen darauf bezüglichen Correspondenz noch kein Wort gefallen.<sup>77</sup> Du erfährst ihn sogleich. Doch denke ich es ist gewiss zwischen 27. December und Mitte Jänner.

Herzlich Dein

Hugo.

<sup>75</sup> Am 21. August 1904 schrieb Hofmannsthal an Schnitzler, er werde »[...] ungefähr 15ten oder 16ten September für einen ruhigen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Venedig eintreffen. Denn das ist die Stadt meiner arbeitsamsten Arbeit, meiner concentrirtesten Concentration und meiner einfältigsten Einfälle, und so hoffe ich denn, dort wieder ein nicht ganz sterbliches Drama aufs erbleichende Papier zu schleudern.« (BW Schnitzler, S. 199f.) Er wollte dort »Jedermann« beginnen, stieß aber auf den Stoff zu »Ödipus und die Sphinx« (BW Beer-Hofmann, S. 124). Der Aufenthalt dauerte »wegen schlechten aussichtslosen Wetters« (BW Karg Bebenburg, S. 208) kürzer als geplant.

<sup>76</sup> »Vom 2. August – 25. August das Sommerleben auf dem Ramgut.« (GW RA III, S. 455)

<sup>77</sup> Die Uraufführung des »Geretteten Venedig« im Berliner Lessing-Theater fand mit nur geringem Erfolg am 21. Januar 1905 statt. Hofmannsthal, der zunächst davon ziemlich betroffen war, nahm dann die Sache nicht so schwer und schrieb in diesem Sinne an den Vater: »Im ganzen stehe ich merkwürdigerweise nach diesem Nicht-erfolg dem Theater eher mit erhöhtem als verminderten Muth gegenüber. Dies kommt daher, weil das Stück mir schon entfremdet ist, und dann weil ich mehr einsehe, an was das Wirken und Nicht-wirken hängt.« (Deutsches Literaturarchiv Marbach a.N.; B II, S. 195f.)



Wien den 25.9.1904

Lieber Freund

Es ist mir eine Herzensfreude zu hören, dass Sie sich wohl und schaffens freudig fühlen, in voller Arbeit sind.

Das muß ein wonniges Gefühl sein; wie gönne ich es Ihnen! Trotzdem das schon fertige Stück für Sie augenblicklich ohne Interesse ist, freue ich mich darauf, bin voll Ungeduld es kennen zu lernen. Mündlich sagen Sie mir wo und wann das sein wird. Sie finden mich bestimmt in Wien und ich bitte Sie nach Ihrer Rückkehr, so bald Sie etwas zur Ruhe gekommen sind um telephonische Nachricht, damit wir uns verabreden! Felix haben die Seebäder, der Aufenthalt am Meer sehr gut gethan, wie er schreibt und ist er jetzt mit Mysa in London. Ich glaube kaum, dass sie vor 20 – 25 Oktober zurückkehren und so lange bin ich der beiden Kinder<sup>78</sup> wegen hier, sie sind in meiner Obhut und machen mir viel Freude.

Gegen Ende Oktober beabsichtige ich noch für eine Zeit weg zu gehen, weil ich mich gar nicht erholt fühle, der Fuß noch fern von gut ist.

Quälen Sie sich ja mit keinem Brief, ich habe Felix geschrieben wie beschäftigt Sie sind.

Viel Liebes Ihrer Frau und auf glückliches Wiedersehen in nicht ferner Zeit.

Tausend Dank, dass Sie mir geschrieben, Sie wissen mit welchem Interesse ich allem folge, was Sie bewegt.

In wahrer Freundschaft

Yella Oppenheimer

<sup>78</sup> Hermann Felix, geb. am 4.4.1901 und Marie Gabrielle, geb. am 5.3.1902.

[1904]

mein lieber Felix

das was du für Edgar thuen willst, ist sehr gut und richtig und ich bin sehr glücklich dass du es thust. Sowohl Ortner<sup>79</sup> wird der geeignete Internist sein, als auch jeder andere gute Arzt, den etwa du selber bei inneren Erkrankungen zu rufen das Vertrauen hättest. Nur musst unbedingt du zuerst mit dem Arzt sprechen: er darf Edgar absolut nichts beunruhigendes ins Gesicht sagen, das wäre bei seinem Charakter und seinen schwierigen Lebensverhältnissen äußerst gefährlich.

Er muss das Resultat der Untersuchung *dir* sagen, wohl aber muss er dem Edgar sagen, wenn er einen bestimmten Aufenthalt bestimmte Cur für dringend nothwendig hält. Die materielle Möglichkeit dazu wird uns, zusammen mit meinem Schwager Hans,<sup>80</sup> zu schaffen ganz möglich sein.

Von Herzen Dein

Hugo.

<sup>79</sup> Norbert Ortner (1865–1935), ab 1903 Primarius am Allgemeinen Krankenhaus in Wien. 1907 wurde er als Ordinarius für innere Medizin an die Universität Innsbruck berufen, von wo er 1911 in gleicher Funktion an die III. Med. Univ.-Klinik in Wien zurückkehrte. 1911–1930 war er Professor für Spezielle Pathologie und Therapie an der Wiener Universität. 1898 erschien das Standardwerk der »Vorlesungen über spezielle Therapie innerer Krankheiten« (2 Bde). – An Ortner hatte sich öfters auch Leopold von Andrian gewandt. Hofmannsthal äußerte sich aber nicht immer positiv über ihn: »Und als ein besonderes Pech erscheint es mir, daß der mir höchst unsympathische bauern-schlaue und bauern-falsche, schlampige und herzlose Ortner, an dem Du mit unbegreiflicher Zähigkeit hängst, gerade diesen Deinen Hauptleiden zwar mit voller Erkenntnis aber mit der äußersten Gemütsroheit und Gleichgültigkeit gegenübersteht. ›Is halt a schwerer Neurastheniker, unser Herr Baron!‹ wie ist mir diese fast behaglich grinsend ausgesprochene x mal wiederholte Constatierung in den Ohren.« (BW Andrian, S. 182)

<sup>80</sup> Der Maler Hans Schlesinger (1875–1932).

*Yella Oppenheimer an Hofmannsthal*

den 27.2.1905

Lieber Freund

Ich habe heute Nacht Ihr Trauerspiel<sup>81</sup> mit größter Spannung mit wärmstem Interesse gelesen! Manches hat mich verletzt und abgestoßen, aber unendlich viel mehr hat mich hingerißen und habe ich durchaus groß gefunden, voll Kraft und Schönheit!

Ich bin noch jetzt davon erregt und konnte mich, trotz der späten Stunde, bis zum letzten Buchstaben nicht davon trennen. Fern davon mir mit diesen Zeilen ein Urtheil anmaßen zu wollen, war es mir Bedürfnis Ihnen unmittelbar meinen Eindruck mitzuthemen.

Ich freue mich Sie bald zu sehen und bleibe in herzlicher Freundschaft

Ihre Yella Oppenheimer

*Hofmannsthal an Felix Oppenheimer*

Rodaun 18 IV [1905]

mein lieber, darf ich dich bitten (wenn wir uns treffen, vergesse ich es immer) Poldy durch einen Brief an den Beitrag von 1000 Kronen zu erinnern, den er uns für Edgar zum Frühjahr 1905 zugesagt hat. (légation d'Autriche, Buenos Aires, Rep. argentina.) Er möge ihn an das Conto meiner Frau bei der *Anglo* Bank schicken lassen. Ich kann es nicht ignorieren, weil ich ein Jahr von geringen Einnahmen habe und keinerlei Aussicht ist dass mich der Staat in Bezug auf Hannibal [Karg. N.G.] entlastet (das geht ins Unabsehbare: er ist jetzt 31 Jahre alt und ich weiß nicht wie lange im Dienst.)

Verzeih den trockenen Brief. Ich freue mich auf eine ruhige Stunde, um deine politische Betrachtung<sup>82</sup> im Ganzen zu lesen und zu überdenken.

Freundschaftlich Dein

Hugo.

<sup>81</sup> Das Gerettete Venedig. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo von Hofmannsthal (Nach dem Stoffe eines alten Trauerspiels von Thomas Otway). Berlin 1905.

<sup>82</sup> Felix Oppenheimer, *Englischer Imperialismus*. Wien 1905.



Lieber Hugo,

seit langem hab ich Dir schreiben wollen und oft Deiner gedacht, aber eine peinliche Schwerfälligkeit und Unaufgelegtheit zu allem Briefwechsel hat mich bisher davon abgehalten. Als ich hier eintraf, nach dem wohlthuenden Abend bei Euch, fand ich die Lorle<sup>83</sup> gerade zu Besuch bei uns und die Familie Karg aus Grundlsee. Wir waren während der wenigen Tage ihres Grundlseer Aufenthaltes sehr viel zusammen und ich habe die Empfindung, dass wir wenigstens der Lorle diesen schmerzlichen ersten Übergang in eine neue so viel einsamere Existenz doch um ein klein wenig erleichtern konnten.<sup>84</sup> Der arme Hansl that mir auch sehr leid, wenn ich ihm auch aus Mangel einer persönlichen Beziehung zu ihm dies nicht zum vollen Ausdruck bringen kann.<sup>85</sup> Die arme Lorle ist über diese Katastrophe auf die beste Weise hinüber gekommen, die ihrer Natur nach möglich war und die sie sich durch eine unwahrscheinliche moralische und physische Kraftleistung selbst verdient hat. Ich sagte ihr, Du hättest eine schöne Absicht, den Edgar betreffend, aber ich wollte Dich nicht darum bringen, diesem viel gepeinigten guten Geschöpf persönliche Mittheilung von Deinem schönen Plan betr. der Herausgabe des Briefwechsels zu machen. Bei ihrer Weise, vom Edgar nicht genug sprechen und über ihn nicht genug hören zu können, wird ihr das eine sehr wohlthuende Überraschung sein. Nach der letzten Nachricht, die ich von der Lorle habe, beziehen ihre Mutter,<sup>86</sup> Elsa Kalmár und das Kind eine gemeinsame Wohnung in Plomberg am Mondsee.<sup>87</sup> Briefe an die Lorle werden am besten nach Salzburg, Haydngrasse 2 (Hansls Adresse) adressiert und gehen ihr von dort aus nach.

<sup>83</sup> Leonore Karg von Bebenburg (1876–1948), Edgar und Hannibals Schwester. Sie heiratete 1916 Dr. Stefan Worms, Sektionsrat im Handelsministerium.

<sup>84</sup> Edgar Karg von Bebenburg war am 23. Juni 1905 in Salzburg gestorben.

<sup>85</sup> Hannibal Karg von Bebenburg, vgl. Anm. 34.

<sup>86</sup> Eugenie, geb. Fleischel (1850–1908), Witwe des 1882 verstorbenen Majors Maria Emil Freiherr Karg von Bebenburg (1834–1882).

<sup>87</sup> Elsa Kalmár-Kövesháza (1876–1956) Malerin und Bildhauerin (vgl. BW Karg Bebenburg, S. 247). Kurz vor dem Tode Edgar Kargs wurde ihre gemeinsame Tochter Lilli am 31. Januar 1905 geboren.

Ich hoffe herzlich, Du kannst, wie Du's stets vermagst, auch aus dieser Waffenübungszeit<sup>88</sup> was Gutes herausschlagen und wenn's wegen der oft wohl besonders lästigen Umstände nicht möglich sein sollte, so wünsch ich Dir wenigstens, dass diese Wochen schnell vorübergehen und Du möglichst bald wieder in selbstgewählte ansprechende Umgebungen kommst. Nichts würde mich herzlicher freuen als wenn Dein Weg Dich nach der Waffenübung wenigstens auf kurz hier vorüber führte. Aber in diesem Falle unterrichte das bitte einige Zeit vorher, denn ich möchte noch, ehe wir ans Meer gehen (ca 10. August) auf wenige Tage nach Salzburg und zu Mama nach Gastein.

Meiner Mutter hiesiger rasch abgebrochener Aufenthalt war recht deprimierend für sie und für mich; denn sie diesem fast völlig fliehenden Schlaf nachjagen und nach einem Ort suchen zu sehen wo ihre ischiatischen Schmerzen geringer sind, war schmerzlicher als wenn sie gar nicht gekommen wäre. – Überhaupt hat dieser Sommer auch mir lang nicht so viel gute belebte Stunden wie der letzte gebracht, trotzdem mir's möglich war, manches zu fördern, meine Arbeiterhausunternehmung eben jetzt recht zu erweitern und, wie ich hoffe, dauernd zu sichern und schließlich noch eine Arbeit, die mir sehr am Herzen lag, zu einem wie ich glaube guten Ende zu führen. Du sollst mich nicht allzu sehr verachten, wenn ich sie, eh sie als Ganzes erscheint, in der Österr. Rundschau veröffentliche; aber da sich's um heimische Dinge handelt, wollt' ich damit nicht nach Deutschland hinaus und eine andere hiesige Zeitschrift kenne ich nicht.<sup>89</sup> – Was ist's mit der Schule, hat Bodenhausen geantwortet?<sup>90</sup>

<sup>88</sup> Hofmannsthal nahm in der Zeit zwischen dem 6. Juli und dem 2. August 1905 an einer Waffenübung in Wels teil.

<sup>89</sup> Es handelt sich um die Artikel: »Die Wiener Gemeindeverwaltung [...]«, »Die Reaktion auf staatsrechtlich nationalem Gebiet und auf dem Gebiet der geistigen Kultur«, »Der Umschwung im Wirtschaftsleben. [...]« und »Die Sozialpolitik der Wiener ›christlich-sozialen‹ Partei. [...]«. s. Bibliographie, S. 38ff

<sup>90</sup> Hofmannsthal plante in Weimar eine Internatsschule. Für den Posten des Direktors hatte er Bodenhausen vorgesehen: »Willst Du, Lieber, zuerst schaffen helfen und dann leiten, als Director, head-master oder wie man es nennen will, unbeschränkt in jedem Sinn, die in Berka bei Weimar zu schaffende, von van de Velde zu erbauende, und mit einer kleineren Ökonomie verbundene Wilhelm-Ernst-Schule (Internat nach freier Nachbildung des englischen Typus) für Knaben von 10 bis 16 Jahren, (sehr wenige, höchstens 80 – 90 – je 15 in einer Classe –) mit einem Jahresgehalt von 12000 Mark nebst freier Woh-

Für Deine liebe Bemühung bei Mutzenbecher<sup>91</sup> lässt Dir Poldy Fr.[anckenstein] von ganzem Herzen danken. Kle<sup>92</sup> ist seit einigen Tagen hier, bei aller äußeren Derbheit ein famoser Kerl. Er sieht besser aus als im Vorjahr und fühlt sich trotz einer Nasenerkrankung, deren Natur mir nicht ganz klar aber hoffentlich ungefährlich ist, obgleich sie eine nochmalige Operation erfordern dürfte, ganz wohl. Nach einer neuerlichen Mittheilung des Intendanten v. Hülsen<sup>93</sup> ist doch *einige* Aussicht für Wiesbaden vorhanden. Jedenfalls hat Hülsen den besten Willen und Kle soll zwischen 20 und 30./ VIII zu ihm nach Berlin.

Mit unseren Nachbarn rechts und links, den Schalk's<sup>94</sup> und der Poldy hatten wir eine ganze Anzahl guter Stunden. Sonst sah ich hier niemanden. Was ist denn mit Poldi Andrian? – Nun leb von Herzen wohl, mein lieber Hugo, und hoffentlich doch auf baldiges Wiedersehen!

Dein Felix

nung in einem der Pavillons, freie Wagen, absolute Disciplinargewalt gegen Lehrer und Schule?» (25.7.1905, BW Bodenhausen, S. 65) Bodenhausen lehnte das Angebot ab.

<sup>91</sup> Kurt von Mutzenbecher (1866–1938), Freund und Corpsbruder Bodenhausens. Hofmannsthal hatte ihn Anfang Dezember 1904 in Wiesbaden bei einem Treffen mit Kessler kennengelernt. Er wurde in Bonn zum Dr. jur. promoviert, schied nach mehrjährigem Dienst aus dem Heer, wurde 1903 von Georg Graf Hülsen-Haeseler in den Hoftheaterdienst übernommen und 1904 kommissarisch mit der Intendanz des Hoftheaters in Wiesbaden betraut. Hofmannsthal hatte sich bei ihm um eine Tätigkeit Franckensteins am Hoftheater in Wiesbaden bemüht. Siehe dazu: BW Clemens Franckenstein, S. 17f.

<sup>92</sup> Clemens von Franckenstein (1875–1942), Dirigent und Komponist. Obwohl der Vater für ihn die diplomatische Laufbahn bestimmt hatte, widmete er sich schon sehr früh der Musik. In München studierte er bei Ludwig Thuille, schloß dann sein Studium in Frankfurt ab, wo er Stefan George kennenlernte, dessen Lyrik er als erster vertonte. 1901 führte ihn eine große Konzerttournee in viele amerikanische Staaten, und 1902 wurde er Opernkapellmeister in London. 1907 folgte er einem Ruf als Bühnenleiter an das Wiesbadener Hoftheater, 1908 an die Berliner Hofoper. 1912 Direktor der Hofoper München. 1924–1934 Generalintendant des bayerischen Staatstheaters. Über sein Verhältnis zu Hofmannsthal vgl. BW Clemens Franckenstein.

<sup>93</sup> Georg Graf von Hülsen-Haeseler (1858–1922), Theaterintendant. 1893 übernahm er die Intendanz des königlichen Schauspielhauses in Wiesbaden, wo 1896 die ersten Mai-Festspiele stattfanden. 1903 wurde er Generalintendant der königlichen Schauspielhäuser in Berlin, Wiesbaden, Kassel und 1908 in Hannover.

<sup>94</sup> Der Dirigent Franz Schalk (1863–1931) und seine Frau Lily von Hopfen (1873–1967).



Noch eines: Verzeih, wenn anstatt des nur geliehenen Sonderabdruckes aus den Preuß. Jahrbüchern das betr. Heft der Preuß. Jahrbücher nach Rodaun gelangt. Ich ließ das Heft leider im Fiaker liegen und als ich's endlich zurück erhielt, war's mit Fettflecken besudelt, entschuldige dies!

Ich las jetzt eben die Hebbel'schen Briefe an Elise Lensing, ich glaub ich hab' keine erschütternderen in unserer Sprache gelesen. Überhaupt ist dieser Mann wunderbar!

Ich rekommandiere diese Zeilen, weil ich mir denke, Du bekommst sie da eher bei solch unsicherer Adresse.

*Hofmannsthal an Felix Oppenheimer*

Rodaun [1905]

mein lieber Felix

nicht nur von Dir dies freundschaftlich zu empfangen, sondern dass überhaupt etwas in diesem Sinn formuliert wird, ein Lebelement dieser Art sich geltend macht, ist mir übermäßig woltuend. Dies gilt von jedem Einzelnen der Aufsätze wie von allen zusammen.<sup>95</sup>

Verzeih die Kürze. Schwierige Arbeiten, geschwächte Gesundheit, einige Sorge, und ein fast unglaubliches Zudringen von Menschen, Briefen u. Anforderungen verschulden sie.

Dein Hugo.

<sup>95</sup> Es handelt sich um Oppenheimers Aufsätze über die Wiener Gemeindeverwaltung. Vgl. Anm. 89. Alle vier Aufsätze ließ Oppenheimer 1905 als eigenständige Publikation erscheinen.

